Voltaire's und Rousseau's
auserlesene Werke.

In neuen Uebersetzungen.

Fünf und dreißigstes Bändchen:
Voltaire's Geschichte der Völker.

Fünfter Theil.
Fortsetzung.

Leipzig,
bei C. H. F. Hartmann.

1 8 2 9.

1

Voltaire's
Geschichte der Völker,

vorzüglich
in den Zeiten von Karl d. Gr. bis
auf Ludwig XIII.

Neu übersetzt
durch
K. A. F. Schnitzer.

Fünftes Bändchen.

Leipzig,
bei C. H. F. Hartmann.
1829.

BIBLIOTHECA
Staatsbibliothek
Bamberg

Voltaire's

Geschichte der Völker.

Fünfter Theil.

Fortsetzung.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Das konstantinopolitanische Kaiserthum im achten und neunten Jahrhundert.

Während das Reich Karls des Großen zerstückelt wurde, und die Wogen der Sarazenen und Normänner das Abendland verheerten, stand noch das konstantinopolitanische Kaiserthum wie ein großer Baum, kraftvoll noch, aber schon alt, einiger Wurzeln beraubt, und von allen Seiten umstürmt. Es besaß nichts mehr in Afrika; Syrien und ein Theil Kleinasiens war ihm entrissen. Es vertheidigte auf der Ostseite des schwarzen Meeres seine Grenzen wider die Osmanen; und bald besiegt, bald Sieger hatte es mindestens durch diese beständige Kriegsübung sich gegen sie zu kräftigen vermocht. Allein andere Feinde stürmten an der Donau und am westlichen Gestade des schwarzen Meeres verheerend herein. Die Avaren, ein scythischer Stamm, die Bulgaren, andere Scythen, — Bulgarien hat von ihnen seinen Namen erhalten — verwüsteten alle die schönen Länder Romaniens, wo Hadrian und Trajan

so herrliche Städte und jene großen Heerstraßen anlegten, von denen nur noch einige Dämme vorhanden sind.

Die Avaren, die sich in Ungarn und Oesterreich ausbreiteten, stürzten sich bald auf das östliche, bald auf das karolingische Reich. Und so ward das Land von der persischen Grenze bis zur fränkischen fast unaufhörlich Einfällen preisgegeben.

Wurden die Grenzen des griechischen Kaiserthums beständig beunruhigt und beständig verheert, so war die Hauptstadt der Schauplatz von Staatsveränderungen und Verbrechen. Eine Mischung griechischer Arglist und thracischer Wildheit bildete den Sinn, der am Hofe herrschte. Welch' ein Schauspiel gewährt uns Konstantinopel! Mauritius wird mit seinen fünf Kindern erschlagen; Phokas für seine Mordthaten und blutschänderischen Frevel erdolcht; Konstantin, von der Kaiserin Martina vergiftet, der man die Zunge ausreißt, während ihrem Sohne Herakleones die Nase abgeschnitten wird; Konstans läßt seinen Bruder erwürgen; Konstans wird im Bade von seinen Dienern ermordet; Konstantin Pogonates gebietet, seinen beiden Brüdern die Augen auszustechen; sein Sohn, Justinian II, entschlossen, das in Konstantinopel zu thun, was Theodosius in Thessalonich that, wird von Leontius überrascht, verstümmelt und in Ketten geschlagen, im Augenblick, als er die vornehmsten Bürger zum Tode schicken wollte; Leontius wird bald selbst so behandelt, wie er Justinian behandelt hatte; Justinian, wieder auf den Thron gesetzt, verspritzt auf öffentlichem Markte das Blut seiner Feinde, und fällt endlich durch Henkers Hand; Philippus Bardanes wird entthront, und zum Verlust seiner Augen verdammt; Leo der Isaurier und Konstantin Kopronymus sterben zwar in ihrem Bette, aber nach einer blutigen Regierung, die für den Herr-

scher eben so unheilvoll war, als für den Unterthanen; die Kaiserin Irene, die erste Frau, die auf den Thron der Cäsaren stieg, ist die erste, die der Herrschaft zu lieb ihren Sohn vernichtet; ihr Nachfolger, Nicephorus, der Abscheu seiner Unterthanen, wird von den Bulgaren gefangen genommen, enthauptet, und dient wilden Thieren zur Speise, während der Sieger seinen Schädel als Schale gebraucht; endlich wird Michael Kuropalates, der Zeitgenosse Karls des Großen, in ein Kloster gesteckt, um eines minder grausamen, aber schimpflichern Todes zu sterben, als seine Vorfahren. So wird das Reich drei Jahrhunderte lang regiert. Kann die Geschichte elender Räuber, die auf öffentlichem Markte die Strafe für ihre Frevel trifft, scheußlicher und ekelhafter seyn?

Indeß, wir müssen weiter gehen; wir müssen sehen, wie im neunten Jahrhundert Leo der Armenier, ein tapferer Krieger, aber ein Gegner der Bilder, in der Messe niedergestoßen wird, während er einen Wechselgesang singt; seine Mörder, jubelnd über den Tod eines Ketzers, ziehen einen Anführer Michael den Stammler aus dem Kerker hervor, und er, der von dem Senat zum Tode verurtheilt worden war, erhält statt der verwirkten Strafe den kaiserlichen Purpur. Das war der Kaiser, welcher sich vom Senate bitten ließ, eine Nonne zu heirathen, in die er verliebt war, ohne daß ein Bischof etwas einzuwenden wagte. Dieser Vorfall ist um so bemerkenswerther, da fast zur nämlichen Zeit Euphemius in Sicilien wegen einer ähnlichen Heirath peinlich angeklagt, und später die gänzlich gesetzliche Ehe des Kaisers Leo, des Philosophen zu Konstantinopel verdammt wurde. In welchem Lande findet man also damals Gesetze und Sitten? Gewiß in unserem Abendlande nicht.

Der alte Bilderstreit verwirrte noch immer das Reich. Der Hof war bald für, bald wider den Bilderdienst, je nachdem sich die Masse auf eine Seite neigte.

Sein Nachfolger Theophilus, der 12 Jahre von 829 bis 842 regierte, erklärte sich gegen den Bilderdienst: man erzählt, er habe keine Auferstehung geglaubt, das Daseyn der Dämonen geläugnet, und Jesus Christus nicht für Gott gehalten. Es ist möglich, daß ein Kaiser so dachte: aber soll man der Stimme von Feinden Glauben schenken, die ohne den geringsten Beweis die Religion und die Sitten Anderer, die nicht denken, wie sie, in üblen Ruf bringen? Ich sage dieß nicht blos in Beziehung auf Fürsten, sondern auch auf Privatleute.

Dieser Theophilus, der Sohn Michaels des Stammlers, war seit zwei Jahrhunderten fast der einzige Kaiser, der seines Vaters Thron ruhig bestieg. Unter ihm wurden die Bilderverehrer heftiger, als je verfolgt. Begreiflich, kamen alle Bürger durch diese langwierigen Verfolgungen in Zerwürfniß. Es ist bemerkenswerth, daß zwei Frauen den Bilderdienst wieder herstellten. Die eine ist die Kaiserin Irene, Leo's IV. Wittwe; die andere die Kaiserin Theodora, die Witlwe des Theophilus.

Theodora, die unter ihrem Sohne, dem jungen Michael, das östliche Reich beherrschte, verfolgte die Bilderstürmer. Sie trieb ihren Eifer oder ihre Klugheit zu weit. In Kleinasien gab es noch eine große Anzahl Manichäer, die ruhig lebten, da die Glut der Begeisterung, die nur werdende Sekten bewegt, verloschen war. Sie waren durch Handel reich geworden. Galt es nun ihren Meinungen oder Gütern, man erließ stren-

ge Befehle gegen sie, die grausam vollstreckt wurden. Die Verfolgung gab ihnen ihre alte Schwärmerwuth wieder. Tausende wurden hingerichtet. Die Uebrigen empörten sich in der Verzweiflung. Mehr als 40,000 gingen zu den Muselmännern über; und die früher so friedlichen Manichäer wurden unversöhnliche Feinde, die im Bunde mit den Sarazenen Kleinasien bis an die Thore der Kaiserstadt verheerten, welche durch eine furchtbare Pest (842) entvölkert, ein Gegenstand des Mitleids wurde.

Die eigentlich sogenannte Pest ist eine, wie die Kinderpocken, den Völkerschaften Afrikas eigenthümliche Krankheit. Dorther wird sie gewöhnlich durch Kaufmannsschiffe gebracht. Sie würde ohne die klugen Vorsichtsmaßregeln in unsern Häfen über ganz Europa sich verbreiten; vermuthlich gelangte die Seuche nur durch die Unachtsamkeit der Regierung in die kaiserliche Stadt.

Die nämliche Unachtsamkeit setzte das Reich einem andern Uebel aus. Die Russen schifften sich im Hafen von Asoph auf das schwarze Meer ein, und verwüsteten rings die Gestade des Pontus Euxinus. Andererseits zogen die Araber erobernd durch Armenien in Kleinasien ein. Endlich wurde Michael der Jüngere, nach einer grausamen unglückseligen Regierung von Basilius ermordet; diesen hatte er aus dem niedrigsten Stande hervorgezogen, um den Thron mit ihm zu theilen.

Die Verwaltung des Basilius war nicht viel glücklicher. Unter ihm nahm die große Trennung der griechischen und lateinischen Kirche ihren Anfang. Dieß ist der Meuchelmörder, den man für gerecht erklärte, als er den Patriarchen Photius zu Niederlegung seiner Würde zwang.

Die Unfälle des Reichs verbesserten sich nicht viel unter Leo, den man den Philosophen nannte, nicht weil er ein Antonin, ein Mark Aurel, ein Julian, ein Harun=Al=Raschid, ein Alfred war, sondern weil er gelehrte Kenntnisse besaß. Man giebt ihm Schuld, er habe zuerst den Türken einen Weg eröffnet, die lange nachher Konstantinopel eroberten.

Hätten die Türken, die später die Sarazenen bekämpften, sofort sich mit ihnen vermischten, sie unterstützten, und das griechische Kaiserthum zerstörten, schon Pflanzungen in die Donaugegenden geschickt? Man hat über diese Barbarenwanderungen kaum etwas geschichtlich Gewisses. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Menschen lange Zeit folgendermaßen lebten. Kaum war ein Land ein wenig angebaut, so stürzte ein ausgehungerter Stamm darüber her, der ebenfalls von einem andern vertrieben worden war. Die Gallier stiegen nach Italien herab, und streiften bis nach Kleinasien. Zwanzig Völker der großen Tartarei suchten neue Länder. Die Schweizer steckten ihre Flecken in Brand, um in Languedoc sich anzusiedeln, als Cäsar sie zwang, zum Anbau ihrer Heimath umzulenken. Und was waren Pharamand und Chlodwig, wenn nicht verpflanzte Barbaren, die keinen Cäsar fanden.

Trotz dieser Unfälle blieb Konstantinopel noch immer die mächtigste, volkreichste, kunstvollste Stadt in der Christenheit. Ihre Lage, durch die sie zwei Meere beherrschte, machte sie nothwendig zur Handelsstadt. Die Pest vom Jahr 842, so zerstörend sie auch war, war nur eine vorübergehende Plage. Städte, wo Handel und ein Hof ist, bevölkern sich beständig durch den Zufluß der Nachbarn. Handwerke und auch die schönen Künste gehen in einer großen Stadt, die viele Reiche zählt, nicht unter.

Alle jene plötzlichen Umwälzungen des Palastes, jene Unthaten so vieler Kaiser, von denen der eine den andern erwürgte, sind Stürme, die Leute der Dunkelheit nicht treffen, welche im Frieden neidlose Gewerbe treiben.

Die Reichthümer waren keineswegs erschöpft; man sagt, Theodora, Michaels Mutter, habe, als sie wider ihren Willen der Regierung entsagte, wobei ihr Sohn sie fast so behandelte, wie in unsren Tagen Ludwig XIII. Maria von Medicis, dem Kaiser hundert und neun tausend Pfund Goldes, und drei mal hundert tausend Pfund Silbers im Schatze gezeigt.

Eine weise Regierung konnte also wohl noch das Reich in seiner Macht erhalten. Es war eingeengt, aber doch nicht gänzlich zerstückelt; es wechselte die Herrscher, blieb aber immer einig unter dem, der den Purpur trug; endlich war es reicher, an Hülfsquellen fruchtbarer; mächtiger als Deutschland. Gleichwohl ist es nicht mehr, während das deutsche Reich noch steht. Die schauderhaften Umwälzungen, die man gewahrt, schrecken und ekeln an; indeß, man muß gestehen, seit Konstantin dem Großen blieb sich die Reichsverwaltung darin gleich; denn, wenn man Julian und zwei oder drei andere ausnimmt, welcher Kaiser befleckte nicht den Thron mit Abscheulichkeiten und Verbrechen?

Dreißigstes Kapitel.

Italien; die Päbste; Ehescheidung des Königs von Lothringen, Lothar; andere Angelegenheiten der Kirche im achten und neunten Jahrhundert.

Um den Faden nicht zu verlieren, der so viele Begebenheiten verknüpft, erinnern wir uns der Klugheit, mit der sich die Päbste unter Pipin und Karl dem Großen betrugen, wie sie so geschickt die Kirchenstreitigkeiten niederzuschlagen wußten, und jeder von ihnen unvermerkt die Grundsteine der päbstlichen Größe legte.

Ihre Macht war schon sehr groß; Gregor IV. erbaute den Hafen von Ostia wieder, und Leo IV. befestigte Rom auf seine Kosten. Aber nicht alle Päbste konnten große Männer, und nicht alle Verhältnisse ihnen günstig seyn. Jede Erledigung des Stuhls rief ebensoviel Stürme herbei, als die Wahl eines Königs in Polen. Der erwählte Pabst hatte den Römischen Senat, das Volk und den Kaiser zugleich zu berücksichtigen. Der Römische Adel hatte großen Antheil an der Regierung; er wählte damals jährlich zwei Konsuln. Er ernannte einen Vorsteher, eine Art von Volkstribun. Daselbst befand sich auch ein Gericht von 12 Senatoren; diese erwählten die ersten Beamten des Herzogthums Rom. Diese städtische Regierung hatte bald größeres, bald geringeres Ansehen. Die Päbste hatten zu Rom eher großen Einfluß, als gesetzgebende Gewalt. Waren sie auch nicht Roms Beherrscher, so verloren sie doch keine Gelegenheit, als Herrscher der Kirche des

Abendlands zu handeln. Die Bischöfe warfen sich zu Richtern der Könige, und die Päbste zu Richtern der Bischöfe auf. Die Reibung der Gewalten, der Mischmasch von Frömmigkeit, Aberglauben, Schwachheit, Erbärmlichkeit an allen Höfen, die unzureichende Gestalt der Gesetze, alles dieß offenbarte sich am deutlichsten bei der Vermählung und Ehescheidung des lothringischen Königs Lothar, eines Neffen von Karl dem Kahlen.

Karl der Große hatte eine seiner Frauen verstoßen, und sich mit einer andern vermählt, nicht blos mit Billigung des Pabstes Stephan, sondern auf seine dringenden Mahnungen. Die fränkischen Könige, Guntram, Charibert, Sigebert, Chilperich, Dagobert hatten mehrere Frauen zugleich, und kein Mensch murrte darüber; war es auch ein Aergerniß, man schwieg. Die Zeit wandelt Alles. Lothar, mit Teuteberga, der Tochter eines burgundischen Herzogs vermählt, wollte sie verstoßen, da er sie der Blutschande mit ihrem Bruder anklagte, und seine Buhlin Walrade zur Gattin nehmen. Der ganze Verlauf dieser Begebenheit ist äußerst eigenthümlich. Vorerst rechtfertigte sich die Königin Teuteberga durch eine Probe mit siedendem Wasser. Ihr Sachwalter taucht die Hand in ein Gefäß, aus dessen Grunde er unverletzt einen gesegneten Ring heraufholt. Der König klagt über Betrug bei dieser Probe. So viel ist gewiß, daß, wenn sie wirklich geschah, der Sachwalter der Königin ein geheimes Mittel besaß, um seine Haut vor der Wirkung des siedenden Wassers zu schützen. Keine Akademie der Wissenschaften hat bis auf den heutigen Tag die Kenntnisse der damaligen Quacksalber über diese Proben kennen zu lernen versucht.

Der Ausgang dieser Probe galt für ein Wunder, sogar für ein Gottesurtheil, und doch gesteht Teuteberga,

die der Himmel rechtfertigt, in Gegenwart ihres Beichtvaters die Schuld mehreren Bischöfen. Es ist nicht gar wahrscheinlich, daß einem Könige, der sich von seiner Gattin wegen angeschuldigten Ehebruchs trennen wollte, sollte eingefallen seyn, sie der Blutschande mit ihrem Bruder anzuklagen, wenn nicht die That offenbar war. Man legt auch nicht einen so ausgesuchten, so seltenen, so schwer beweisbaren Frevel Jemand unter; übrigens muß in diesen Zeiten das, was man heut zu Tag Ehre nennt, gänzlich unbekannt gewesen seyn. Der König und die Königin bedeckten sich mit Schimpf, der erstere durch seine Anklage, die zweite durch ihr Geständniß. Zwei Volksversammlungen wurden zusammenberufen, welche die Ehescheidung gestatteten.

Der Pabst Nikolaus I. stößt die Aussprüche beider Versammlungen um. Er entsetzt den Erzbischof Günther vor Kölln, der die Ehescheidung am eifrigsten betrieben hatte. Günther schrieb sogleich an alle Kirchen: Ungeachtet Herr Nikolaus, der sich Pabst nennt, und der in seinen Gedanken Pabst und Kaiser ist, uns in den Bann that, so kehren wir uns doch an seine Narrheit nicht. Im Verlauf seines Schreibens wendet er sich an den Pabst selbst und sagt: Wir nehmen deinen verfluchten Spruch nicht an; wir verachten ihn; ja wir schließen dich sogar von unserer Gemeinde aus und begnügen uns mit der der Bischöfe, unserer Brüder, die du verachtest, und sofort.

Ein Bruder des Köllnischen Erzbischofs brachte selbst diese Gegenerklärung nach Rom, und warf sie, das Schwert in der Hand, auf das Grab des heiligen Petrus. Allein bald nachher wurden die weltlichen Verhältnisse anders, und da besann sich auch der Erzbischof eines Anderen. Er begab sich auf den Monte-Kassino, um vor dem Pabst Hadrian II, dem Nachfol-

ger des Nikolaus, einen Fußfall zu thun. Ich erkläre, sagte er, vor Gott und seinen Heiligen, meinem Herrn und hohen Priester, den Bischöfen, die dir unterworfen sind, und der ganzen Versammlung, daß ich mich demüthig dem Absetzungsspruche unterwerfe, den der Pabst Nikolaus dem Kirchengesetz gemäß gegen mich aussprach. Ein solches Beispiel festete natürlich das Uebergewicht der Römischen Kirche, und die Umstände führten häufig solche Beispiele herbei.

Derselbe Nikolaus that Lothars zweite Gattin in Kirchenbann, und gebot dem Fürsten, die erste wieder anzunehmen. Ganz Europa nahm an diesen Ereignissen Theil. Der Kaiser Ludwig II., Karls des Kahlen Bruder und Lothars Oheim, erklärt sich anfangs nachdrücklich wider den Pabst zu Gunsten seines Neffen. Der Kaiser, der damals in Italien seinen Sitz hatte, bedroht Nikolaus; es wird Blut vergossen und Italien geräth in Bewegung. Man unterhandelt, man schmiedet überall Ränke. Teuteberga klagt zu Rom; ihre Nebenbuhlerin Walrada unternimmt die Reise, wagt aber nicht sie zu vollenden. Der gebannte Lothar zieht dahin, bittet Hadrian, den Nachfolger des Nikolaus, um Verzeihung, in der Furcht, es möchte sein Oheim, der Kahle, Namens der Kirche die Waffen wider ihn ergreifen, und Lothringens sich bemächtigen. Hadrian II. reicht ihm zu Rom das Abendmahl, nachdem er ihn hatte schwören lassen, daß er seit dem Befehl des Pabstes Nikolaus, der ihm gebot, Walradas sich zu enthalten, mit ihr keinen Gebrauch von den ehelichen Rechten gemacht habe. Lothar schwur, nahm das Abendmahl, und starb einige Zeit nachher. Alle Geschichtschreiber lassen es nicht an der Bemerkung fehlen, sein Tod sey Strafe für seinen Meineid gewesen, und die Diener, die mit ihm geschworen, seyen im nämlichen Jahre gestorben.

Das Recht, das Nikolaus I. und Hadrian II. bei dieser Gelegenheit ausübten, war auf die falschen Dekretalen gegründet, die schon als allgemeines Gesetzbuch galten. Der bürgerliche Vertrag, der zwei Eheleute vereinigt, wurde als Sacrament dem Urtheil der Kirche unterworfen. Dieß ist der erste Anstoß, den die Ehe der gekrönten Häupter im Abendland gab. Nachher hat man gesehen, daß die Könige von Frankreich, Robert, Philipp I., Philipp August aus ähnlichen Ursachen, sogar, weil sie Heirathen mit sehr entfernten Verwandten schlossen, durch die Päbste in den Bann gethan wurden. Die Bischöfe des Reichs sprachen lange Zeit in solchen Sachen das Richteramt an, die Priester zu Rom foderten sie allezeit vor ihre Gerichtsbarkeit.

Hier wird nicht untersucht, ob diese neue Rechtsgelehrsamkeit nützlich oder gefährlich war; es schreibt weder ein Rechtsgelehrter, noch ein Glaubenskämpfer; aber so viel ist gewiß: durch dergleichen Aergernisse wurden alle Gebiete der Christenheit verwirrt. In diesem Punkt waren die alten Römer und die Morgenländer glücklicher. Die Rechte der Familienväter, das Geheimniß ihres Ehbettes wurden nie der öffentlichen Neugierde blosgestellt. Man weiß bei ihnen von keiner Streitigkeit der Art über Ehe oder Ehescheidung.

Der Sprößling Karls des Großen wanderte zuerst 300 Meilen weit, um von einem fremden Richter zu erfahren, welches Weib er lieben sollte. Die Völker wurden fast die Opfer dieses Streites. An Ludwig dem Einfältigen gaben die Bischöfe das erste Beispiel ihrer Uebermacht über die Kaiser. Mit Lothar, dem Lothringer, stieg die päbstliche Gewalt über die Bischöfe. Die ganze Geschichte dieser Zeiten lehrt aber, daß bei den rechtlichen Völkern die Gesellschaft wenig bestimmte Regeln hatte, daß die Staaten wenig Gesetze besaßen, und daß die Kirche sie damit ausrüsten wollte.

Ein und dreißigstes Kapitel.

Photius; die Trennung der morgenländischen und abendländischen Kirche.

Die wichtigste Angelegenheit der Kirche war damals eine Angelegenheit, die noch heutiges Tags sehr wichtig ist, der Ursprung der gänzlichen Trennung der Griechen und Lateiner. Der patriarchalische Stuhl zu Konstantinopel, so gut als der Thron, ein Gegenstand des Ehrgeizes, war den nämlichen Umwälzungen unterworfen. Unzufrieden über den Patriarchen Ignatius, zwang ihn der Kaiser Michael, seine Entsetzung selbst zu unterzeichnen, und gab ihm Photius zum Nachfolger, einen Verschnittenen des Pallastes, einen Mann von großen Eigenschaften, von ungeheurem Geiste und allseitiger Gelehrsamkeit. Er war Oberstallmeister und Staatsminister. Um ihn als Patriarchen einzusetzen, ließen ihn die Bischöfe in 6 Tagen durch alle Stufen der geistlichen Würde hinaufsteigen. Am ersten Tage ward er Mönch, denn die Mönche galten in der griechischen Kirche für Glieder der Kirchenherrschaft; am zweiten Lektor, am dritten Unterdiakonus, hernach Diakon, Priester, und endlich am Weihnachtsfeste im Jahr 858 Patriarch.

Der Pabst Ignatius ergriff die Partei des Ignatius und stieß Photius aus der Kirche. Er warf ihm besonders vor, daß er so schnell vom Laien Bischof geworden sey; aber mit Recht antwortete Photius, der heilige Ambrosius, der Statthalter von Mailand, habe, kaum Christ geworden, noch schneller die bischöfliche

Würde mit der des Statthalters vereint. Photius that nun seinerseits den Pabst in den Bann, und erklärte ihn für abgesetzt. Er nahm den Titel eines ökumenischen Patriarchen an, und erklärte die Bischöfe des Abendlands, die zur Gemeinde des Pabstes gehörten, laut für Ketzer. Der größeste Vorwurf, den er ihnen machte, bezog sich auf das Ausgehen des heiligen Geistes von dem Vater und dem Sohne. In einem seiner Beweise sagte er: Leute, aus dem Dunkel des Abendlands hervorgegangen, haben alles durch ihre Unwissenheit verunstaltet. Ihre Verruchtheit geht so weit, daß sie dem geheiligten, durch alle Kirchenversammlungen bestätigten Glaubensbekenntnsse neue Worte beifügen. Denn sie sagen, der h. Geist gehe nicht nur vom Vater, sondern auch vom Sohne aus; das heißt Verläugnung des Christenthums.

Man sieht aus dieser Stelle sowohl, als aus vielen anderen, welches Uebergewicht sich die Griechen im Allgemeinen über die Lateiner anmaßten. Sie behaupteten, die römische Kirche verdanke Alles der griechischen, sogar die Namen der Gebräuche, Ceremonien, Geheimnisse, Würden. Sie betrachteten die Lateiner als unwissende Schüler, die sich gegen ihre Lehrer empörten, deren Sprache sie nicht einmal kannten. Sie klagten uns an, den Katechismus nicht zu kennen, kurz nicht christlich zu seyn.

Die anderen Ursachen des Bannfluches waren, die Lateiner genössen ungesäuertes Brod bei dem Abendmahl, sie äßen zur Fastenzeit Eier und Käse, und ihre Priester ließen sich nicht den Bart scheeren. Sonderbare Gründe, um das Abendland gegen das Morgenland zu entflammen.

Indeß wird jeder Billige eingestehen, daß Photius nicht blos der gelehrteste Mann der Kirche, sondern

auch ein großer Bischof war. Er betrug sich wie der heilige Ambrosius, als der Mörder des Kaisers Michael, Basilius, in der Sophienkirche erschien: Laut sprach er zu ihm, du bist nicht würdig, den heiligen Geheimnissen zu nahen, da deine Hände noch von dem Blute deines Wohlthäters befleckt sind. Allein Photius fand in Basilius keinen Theodosius. Dieser Zwingherrscher war aus Rache gerecht. Er setzte den Patriarchen Ignatius wieder ein, und verjagte Photius. (869.) Rom benutzte diesen Umstand, um in Konstantinopel die achte allgemeine Kirchenversammlung, die aus 300 Bischöfen bestand, zusammenzurufen. Die Gesandten des Pabstes hatten zwar den Vorsitz, verstanden aber nicht griechisch, und von den andern Bischöfen verstanden wenige lateinisch. Photius wurde hier allgemein als Eindrinling verdammt, und öffentliche Buße über ihn verhängt. Man unterzeichnete früher im Namen der fünf Patriarchen, als im Namen des Pabstes; dieß war ganz außer der Ordnung; denn da die Gesandten den ersten Platz einnahmen, so sollten sie auch zuerst sich unterzeichnen. Allein keine der Fragen, die das Morgenland und Abendland theilten, kam in Anregung, man wollte nichts als die Entsetzung des Photius.

Als einige Zeit nachher der wahre Patriarch Ignatius starb, wußte es Photius so geschickt einzuleiten, daß ihn der Kaiser Basilius wieder einsetzte. Der Pabst Johann VIII. nahm ihn in seine Gemeinde auf, erkannte ihn an, schrieb ihm, und trotz der achten allgemeinen Kirchenversammlung, die diesen Patriarchen in Bann gethan (879), schickte der Pabst Abgeordnete zu einer andern Versammlung nach Konstantinopel, in welcher 400 Bischöfe Photius für unschuldig erklärten, von denen 300 ihn früher verdammt hatten. Die Gesandten desselben Römischen Stuhls, die ihn aus der Kirche gestoßen, waren selbst die Werkzeuge der Vernichtung des

Ausspruches der achten allgemeinen Kirchenversammlung.

Wie wechselt doch Alles in der Welt! wie wandelt doch die Zeit das Falsche in Wahrheit! Johannes Abgeordnete riefen in voller Versammlung: „Wer Photius nicht anerkennt, theile das Loos mit Judas. Die Versammlung antwortete: Langes Leben dem Patriarchen Photius und dem Patriarchen von Rom, Johann.

Unter den Schriften der Kirchenversammlung findet sich ein Brief des Papstes an Photius, in dem er sagt: ich denke wie du; ich halte Alle, welche dem Glaubensbekenntnisse die Lehre beifügten, daß der heilige Geist aus dem Vater und Sohn hervorgehe, für Uebertreter des göttlichen Worts und stelle sie dem Judas gleich; aber ich glaube, man muß gegen sie nachsichtig seyn, und sie ermahnen, der Gotteslästerung zu entsagen.

Es ist also klar, daß die römische und griechische Kirche damals anders dachte, als man heut zu Tag denkt. Später nahm die griechische Kirche den Ausgang vom Vater und Sohne an; ja sogar, als der Kaiser Michael Paläologus im Jahr 1274 um einen neuen Kreuzzug wider die Türken ansuchte, und seinen Patriarchen und Kanzler zur zweiten Kirchenversammlung in Lyon abordnete, sangen diese mit der Versammlung, qui ex patre filioque procedit. Die griechische Kirche kehrte indeß zu ihrem Glauben zurück, schien ihn aber wieder bei der vorübergehenden Aussöhnung mit Eugen IV. zu verlassen. Möchten doch die Menschen daraus gegenseitige Duldung lernen! Das sind nun Veränderungen und Streitigkeiten über einen Hauptpunkt, die keine Unruhen herbeiführten, keine Kerker anfüllten, und keine Holzstöße entflammten.

Man tadelte die Nachgiebigkeit des Pabstes Johann VIII. gegen den Patriarchen Photius; man hat nicht genug bedacht, daß der Pabst damals den Kaiser

Basilius brauchte. Ein bulgarischer König, Namens Bogaris, hatte sich, durch die Gewandtheit seiner Frau, die eine Christin war, gewonnen, nach Chlodwig und König Egberts Beispiel bekehrt. Nun fragte sichs, von welchem Patriarchen die neue christliche Landschaft abhängen werde. Konstantinopel und Rom zankten sich darüber. Die Entscheidung hing von dem Kaiser Basilius ab. Das war einer der Gründe, warum sich der römische Bischof so nachsichtig gegen den konstantinopolitanischen betrug. Man darf nicht vergessen, daß in dieser Versammlung, so wie in der vorigen, Kardinäle erschienen. So nannte man die Priester und Diakone, welche den Rath der Erzbischöfe bildeten. Es gab deren zu Rom und in andern Kirchen. Sie hatten bereits einen Rang, unterzeichneten sich jedoch nach den Bischöfen und Aebten.

Der Pabst gab in seinen Briefen und durch seine Botschafter dem Patriarch Photius den Titel Eure Heiligkeit. Die andern Patriarchen nannten sich bei dieser Kirchenversammlung gleichfalls Päbste. Dieses griechische Wort war Anfangs allen Priestern gemein, und erst nach und nach der Ehrentitel des römischen Bischofs.

Johannes VIII. betrug sich allem Anschein nach klug; denn als seine Nachfolger mit dem griechischen Reiche zerfielen, die achte allgemeine Versammlung vom Jahre 869. annahmen, und die andere verwarfen, welche Photius lossprach, wurde der durch Johann VIII. hergestellte Friede gebrochen. Photius brach gegen die römische Kirche los, und behandelte sie wegen des Artikels filioque procedit, der Eier zur Fastenzeit, des ungesäuerten Brodes bei dem Abendmahl und mehrerer anderer Gebräuche als Kezerin. Allein der Hauptstreitpunkt beruhte auf die Oberhoheit. Photius und sein Nachfolger wollten die ersten Bischöfe der Christenheit seyn,

und konnten nicht ertragen, daß der Bischof von Rom, einer Stadt, die man damals für barbarisch hielt, die durch Aufruhr vom Reiche sich getrennt hatte und jedem preis gegeben war, der sich ihrer bemeistern wollte, über dem Bischof der Kaiserstadt stehen solle. Der Patriarch von Konstantinopel hatte damals alle Kirchen Siciliens und Apuliens unter seiner Gerichtsbarkeit; der römische Stuhl hatte, als er unter fremde Herrschaft gerieth, in diesen Ländern sein Erbtheil und seine erzbischöflichen Rechte zugleich verloren. Die griechische Kirche verachtete die römische. Die Wissenschaften blühten zu Konstantinopel, in Rom lag Alles darnieder, sogar die lateinische Sprache; und wenn schon hier mehr Bildung herrschte, als im übrigen Abendland, so spiegelte sich doch in dem einzigen Wissen jene unglückliche Zeit. Die Griechen rächten sich für den Vorsprung, den die Römer von Lukrez und Cicero bis zu Tacitus gehabt hatten. Nur mit Hohn redeten sie von den Römern. Der Bischof Luitprand, der von den Othonen als Gesandter nach Konstantinopel geschickt wurde erzählt, die Griechen haben Gregor den Großen nur Gregor Dialogus genannt, weil seine Dialogen wirklich auch gar zu einfältig sind. Die Zeit hat Alles verändert. Die Päbste sind große Herren, Rom der Mittelpunkt der feinen Welt und der Künste, und die lateinische Kirche gelehrt geworden. Der Patriarch von Konstantinopel dagegen ist ein Sclave, und der Bischof eines Sclavenvolkes.

Photius, der in seinem Leben mehr Unglück als Ruhm hatte, wurde durch die Ränke des Hofs entsetzt, und starb im Elend. Allein seine Nachfolger unterstützten seine Plane feurig.

Der Papst Johann VIII. starb noch unglücklicher. Die Chronik von Fulda erzählt, er sey durch einen Hammerschlag getödtet worden. Die folgenden Zeiten werden uns den päbstlichen Stuhl häufig mit Blut be-

spritzt zeigen, Rom aber bleibt immer ein großer, wenn gleich immer ein beklagenswerther Gegenstand für die Welt. Die Lehre verwirrte noch nicht die abendländische Kirche: kaum weiß man noch von einem kleinen Streit, den Johann Gottschalk, ein Benediktiner, über die Vorherbestimmung und die Gnade im Jahr 846. erregte: der Vorfall zeigt, wie gefährlich es ist, solche Gegenstände zu behandeln, und überhaupt gegen einen mächtigen Gegner zu streiten. Dieser Mönch, der mehrere Ausdrücke des heiligen Augustin wörtlich nahm, lehrte die unbedingte, ewige Vorherbestimmung einer kleinen Anzahl Erwählter und einer großen Anzahl Verworfener. Hinkmar, der Erzbischof von Rheims, ein in kirchlichen wie in bürgerlichen Angelegenheiten gewaltthätiger Mann, sagte zu ihm, er sey zur Verdammung und Geißelung vorherbestimmt. Er ließ ihn wirklich in einer kleinen Versammlung im Jahr 850. aus der Kirche stoßen. Man stellte ihn ganz nackt in Gegenwart des Kaisers Karl des Kahlen aus, und er wurde von den Schultern bis zu den Schenkeln durch Mönche gegeißelt. Dieser unanständige Streit, in dem beide Theile Unrecht hatten, hat sich nur zu oft erneuert. Bei den Holländern thut eine Synode von Dordrecht, die aus Anhängern Gottschalks besteht, mehr, als nur die Freunde Hinkmars geißeln. In Frankreich dagegen verfolgen die Jesuiten von der Parthei Hinkmars so sehr sie nur können, die Jansenisten, welche Gottschalk zugethan sind; und diese Streitigkeiten, der Schimpf gebildeter Völker, werden so lange nicht aufhören, bis es mehr Philosophen als Schulmeister giebt.

Ich würde auch einer ansteckenden Thorheit nicht erwähnen, welche im Jahr 844. das Volk von Dijon ergriff, als ein heiliger Benignus die, welche auf seinem Grabe beteten, in Verzuckungen versetzen sollte; ich würde nicht von diesem Volksaberglauben sprechen,

wenn er sich nicht mit ganz ähnlichen Umständen in unsern Tagen ungestüm wiederhohlt hätte. Es scheint, ein Schicksal führe die nämlichen Thorheiten von Zeit zu Zeit auf die Weltbühne; doch der Menschenverstand bleibt in allen Zeiten derselbe, und das Beste aber die neuen Wunder, die sich auf dem Grabe des Pariser Diakonus ereigneten, ist wohl das, was im Jahr 844 ein Bischof von Lyon über die in Dijon äußerte: das ist ein sonderbarer Heiliger, der die, welche bei ihm Hülfe suchen, zu Krüppeln macht; mir dünkt, durch die Wunder sollten Krankheiten geheilt, nicht herbeigeführt werden. Durch dergleichen Kleinigkeiten wurde der Friede im Abendland nicht gestört; theologische Streitigkeiten wurden verachtet, weil man nur auf Vergrößerung der Macht bedacht war. Im Morgenlande hatten sie mehr Bedeutung, weil die Prälaten, die daselbst nie eine weltliche Macht hatten, durch Federkämpfe sich geltend zu machen suchten. Es giebt noch eine andere Ursache des theologischen Friedens im Abendland, ich meine die Unwissenheit, die unter den zahllosen Uebeln, welche sie hervorruft, doch wenigstens dieses Gute mit sich führt.

Zwei und dreißigstes Kapitel.

Zustand des abendländischen Kaiserthums am Ende des neunten Jahrhunderts.

Das abendländische Kaiserthum bestand nur noch dem Namen nach. Arnulf, Karlmanns natürlicher Sohn, bemeisterte sich Deutschlands; Italien war un=

ter zwei Herren getheilt, die beide unter die Blutsverwandten Karls des Großen gehörten; der eine, Guido, war Herzog von Spoleto, der andere Berengar, Herzog von Friaul; beide belehnte Karl der Kahle mit diesen Herzogthümern; beide sprachen sowohl das Kaiserthum als das Königreich Frankreich an. Arnulf betrachtete gleichfalls Frankreich als rechtliches Eigenthum in seiner Eigenschaft als Kaiser, während Frankreich vom Reiche getrennt, unter Karl dem Einfältigen und dem König Eudes, dem Großoheim Hugo Kapets, vertheilt war; der erste verlor es, der zweyte maßte sich es an. Baza, König von Arles, machte gleichfalls Ansprüche auf die Kaiserkrone. Der Pabst Formosus, ein ziemlich gewichtloser Bischof des unglücklichen Roms, mußte dem Mächtigsten die heilige Salbung ertheilen. Er krönte Guido von Spoleto. Ein Jahr nachher (894) krönte er den siegreichen Berengar, endlich mußte er Arnulf weihen, der Rom belagerte, und mit stürmender Hand einnahm. Der zweideutige Eid den Arnulf von den Römern empfing, beweist, daß schon die Päbste auf unbeschränkte Gewalt in Rom Anspruch machten. Der Eid lautete so: Ich schwöre bei den heiligen Geheimnissen, daß ich dem Kaiser Arnulf, meiner Ehre, meiner Pflicht und Treue gegen meinen Herrn, dem Pabst Formosus unbeschadet, treu seyn werde.

Die Päbste waren damals den Kalifen von Bagdad einigermaßen ähnlich, welche in allen muhamedanischen Staaten, als die Vorsteher der Religion verehrt, doch kein andres Recht hatten, als diejenigen auf den Thron zu setzen, die mit dem Schwerdt in der Faust darum baten; nur war der Unterschied zwischen den Kalifen und Päbsten, daß die Kalifen vom ersten Throne der Erde gefallen, die Päbste zu ihm unmerklich emporstiegen.

Von dem Kaiserthum bestand in der That nichts mehr, kein Recht, keine Gewalt. Die Römer, die mit Jubel Karl dem Großen sich dahingaben, wollten Bastarde, Fremdlinge, halbe Herrn eines Theils von Germanien nicht mehr anerkennen.

Das römische Volk bewahrte, wie heut zu Tage noch in seiner Erniedrigung, in seiner Mischung mit so viel Ausländern, jenen geheimen Stolz, den vergangene Größe gewährt. Es war ihm unerträglich, daß Teukterer, Katten, Markomannen Nachfolger der Cäsarn sich nannten, und daß die Gestade des Mains und der Hercynische Wald der Mittelpunkt des Reichs des Titus und Trajan seyn sollte.

Man knirschte zu Rom vor Unwillen, und lachte zugleich mitleidsvoll, als man erfuhr, daß nach dem Tode Arnulfs sein Sohn Ludwig, drei- oder vierjährig in Forchheim, einem barbarischen Dorfe, von einigen Herren und Bischöfen als Kaiser der Römer ausgerufen worden sey. Dieses Kind wurde nie unter die Kaiser gezählt; man betrachtete es jedoch in Deutschland als den künftigen Nachfolger Karls des Großen und der Cäsaren. Es war in der That ein sonderbares römisches Reich, das weder zwischen dem Rhein und der Maas Länder besaß, weder Frankreich, noch Burgund, noch Spanien, noch Italien, ja nicht einmal in Rom ein Haus hatte, das man des Kaisers Eigenthum hätte nennen können.

Zur Zeit dieses Ludwigs, des letzten deutschen Fürsten aus Karls des Großen Geblüt, unächter Geburt, (er starb im Jahr 912.) wurde Deutschland, was Frankreich war, ein durch innere und äußere Kriege verheertes nur von einem im Tumult erwählten unmächtigen Fürsten beherrschtes Land.

Alles in den Staaten wälzt sich um; ganz auffallend ist es jedoch, wenn man einen Theil der wilden Sachsen,

die Karl der Große wie die Lacedämonier die Heloten behandelte, die nämliche Würde, die nicht mehr im Hause ihrer Ueberwinder war, geben oder nehmen sah. Nach dem Tode Ludwigs legt der sächsische Herzog, wie man erzählt, durch seinen Einfluß die Krone Deutschlands auf das Haupt Konrads, des Herzogs von Franken, und nach Konrads Tode wird der Sohn des sächsischen Herzogs Otho, Heinrich der Vogler, erwählt. (919.) Solche Wahlen geschahen durch die deutschen Fürsten, die ohne Würde schon erblich gemacht, und die Bischöfe. Die vornehmsten Bürger wurden auch dazu eingeladen.

Drei und dreißigstes Kapitel.

Die Lehen und das Reich.

Die Gewalt, die in der Welt Alles möglich macht, hatte den Römern Italien und Gallien gegeben. Die Barbaren nahmen ihre Eroberungen weg: der Vater Karls des Großen entriß den fränkischen Königen Gallien; die Statthalter unter Karls des Großen Nachkommen eroberten, was sie nur konnten. Die longobardischen Könige hatten schon das Lehenswesen in Italien eingeführt; nach diesem Muster richteten sich die Herzoge und Grafen von Karl dem Kahlen an; nach und nach wurden ihre Statthalterschaften erblich. Die Bischöfe verschiedener großer Bisthümer schon mächtig durch ihre Würde, hatten nur noch einen Schritt zum Fürstenthum, und dieser Schritt war bald gethan. Daher stammt die weltliche Macht der Bischöfe von Mainz, Kölln, Trier, Würzburg und so vieler ande-

rer in Deutschland und Frankreich. Die Erzbischöfe von Rheims, Lyon, Beauvais, Langres, Laon, maßten sich landesherrliche Rechte an. In Frankreich dauerte die Gewalt der Geistlichen nicht lang; aber in Deutschland wurde sie auf lange Zeit befestigt. Endlich werden selbst Mönche Fürsten: die Aebte von Fulda, Sankt Gallen, Kempten, Korvay werden in den Ländern kleine Könige, in denen sie 80 Jahre vorher einige Feldstücke mit ihren Händen anbauten, die ihnen mildthätige Besitzer geschenkt. Alle diese Herren, Herzoge, Grafen, Markgrafen, Bischöfe, Aebte leisteten dem Landesherren Lehnspflicht. Man hat lange den Ursprung dieser Lehnsherrschaft gesucht; vermuthlich ist sie von der alten Gewohnheit aller Völker abzuleiten, dem Schwächern Pflicht und Tribut aufzulegen. Man weiß, daß in der Folge die römischen Kaiser unter bestimmten Bedingungen auf immer Ländereien verschenkten. Man findet im Leben Alexander Severus und Probus Beispiele davon. Die Longobarden errichteten zuerst Herzogthümer, die von ihrem Königreiche zu Lehen gingen. Spoleto und Benevento wurden unter den longobardischen Königen erbliche Herzogthümer.

Vor Karl dem Großen besaß Tassilo das Herzogthum Baiern als ein Lehen; und dieses Herzogthum wäre seinen Nachkommen zugefallen, wenn nicht Karl der Große den Fürsten überwunden, und Vater und Söhne beraubt hätte.

Bald war in Deutschland keine freie Stadt, kein Handel, keine Reichthümer: die Städte jenseits des Rheins hatten sogar keine Mauern. Dieser Staat, der so mächtig seyn konnte, wurde durch die Menge und den Zwist seiner Herren so schwach, daß Kaiser Konrad den Ungarn, Hunnen oder Pannoniern, die Karl der Große so trefflich zügelte, und die Kaiser des Hauses Oesterreich in der Folge sich unterwarfen, jährlichen Tribut

versprechen mußte. Damals schien es, als wären sie eben das, was sie unter Attila gewesen: sie verheerten Deutschland und die Grenzen von Frankreich; sie brachen, nachdem sie Baiern geplündert, durch Tyrol in Italien ein, und kehrten endlich mit der Beute so vieler Völker zurück.

Unter Heinrich dem Vogler begann das Chaos Deutschlands sich zu entwirren. Seine Gränzen waren damals die Oder, Böhmen, Mähren, Ungarn, die Rheinufer, die Schelde, die Mosel, die Maas und nördlich war Pommern und Holstein seine Vormauern. Heinrich der Vogler muß einer der des Throns würdigsten Könige gewesen seyn. Unter ihm wurden die so zwieträchtigen Fürsten versöhnt. (920.) Die erste Frucht dieser Versöhnung war die Befreiung von dem Tribut, den man den Ungarn zahlte, und ein großer Sieg über das schreckliche Volk. Er ließ die meisten Städte mit Mauern umgeben, und errichtete Kriegsvölker. Man schreibt ihm auch die Erfindung einiger kriegerischen Spiele zu, die an Turniere erinnerten. Kurz Deutschland lebte wieder auf, doch schien es nicht, als wollte es das römische Reich seyn. Der Erzbischof von Mainz hatte Heinrich den Vogler gesalbt: kein päbstlicher Botschafter, kein römischer Gesandter war zugegen. Deutschland schien unter dieser ganzen Regierung an Italien nicht zu denken.

Anders gieng es unter Otho dem Großen, den die deutschen Fürsten, Bischöfe und Aebte, nach dem Tode seines Vaters Heinrich einmüthig erwählten. Der anerkannte Erbe eines mächtigen Fürsten, der einen Staat gegründet, oder wiederhergestellt hat, ist immer mächtiger als sein Vater, wenn es ihm nicht an Muth gebricht; denn er tritt in eine schon offene Laufbahn; er beginnt, wo sein Vorgänger geendet hat. So ging

Alexander weiter als sein Vater Philipp, Karl der Große weiter als Pipin, uud Otho der Große überragte weit Heinrich den Vogler.

Vier und dreißigstes Kapitel.

Otho der Große im zehnten Jahrhundert.

Otho, der das Reich Karls des Großen zum Theil wieder herstellte, breitete wie dieser die christliche Religion in Deutschland durch Siege aus. (948.) Er zwang die Dänen mit gewaffneter Hand, Tribut zu bezahlen, und die Taufe anzunehmen, die hundert Jahre vorher ihnen gepredigt wurde, aber fast ganz in Abgang gekommen war.

Diese Dänen oder Normänner, die Neustrien und England erobert, und Frankreich und Deutschland verheert hatten, empfingen von Otho Gesetze. Er setzte Bischöfe in Dänemark ein, die dem Erzbischof von Hamburg untergeordnet wurden, unter dem die Kirchen der Barbaren, die bald nachher in Holstein, Schweden und Dänemark gegründet wurden, standen. Das ganze Christenthum war die Bekreuzung. Er unterwarf nach einem hartnäckigen Kriege Böhmen. Zu seiner Zeit war Böhmen und Dänemark unter die Landschaften des Reichs gerechnet; aber die Dänen schüttelten bald das Joch ab. So wurde Otho der mächtigste Mann des Abendlandes, und der Schiedsrichter der Fürsten. Sein Ansehen war so groß, und Frankreichs Lage so beklagenswerth, daß Ludwig, Transmarin genannt, ein Sohn Karls des Einfältigen und Abkömmling Karls des Großen, im

Jahr 948 zu einer Bischofsversammlung kam, die Otho bei Mainz hielt: dieser König von Frankreich sprach dabei die merkwürdigen Worte, die schriftlich aufbewahrt sind: Ich bin durch die Stimmen aller Herren und des ganzen fränkischen Adels als König anerkannt und geweiht. Dennoch hat mich Hugo verjagt, arglistiger Weise gefangen genommen, ein ganzes Jahr lang im Kerker eingeschlossen, und nur dadurch vermochte ich meine Freiheit wieder zu erlangen, daß ich ihm die Stadt Laon abtrat, die allein noch der Königin Herberge übrig geblieben war, um mit meinen Dienern daselbst ihren Hof zu halten. Behauptet man, ich habe ein Verbrechen begangen, das eine solche Behandlung verdiente, so bin ich bereit, mich dem Spruch einer Kirchenversammlung und den Befehlen Othos zu unterwerfen oder durch Zweikampf mich zu rechtfertigen.

Diese wichtigen Worte beweisen vieles auf einmal, die Ansprüche der Kaiser auf Gerichtsbarkeit über die Könige, Othos Macht, Frankreichs Schwäche, die Sitte des Zweikampfes, und endlich den Brauch, der die Krone nicht nach dem Recht der Verwandtschaft, sondern nach den Stimmen der Herren ertheilte, ein Brauch, der sich in Frankreich bald verlor. So mächtig war Otho, als er von den Italienern selbst nach Italien gerufen wurde, die immer unruhig und schwach weder ihren Volksgenossen gehorchen, noch frei seyn, noch gegen die Sarazenen und Ungarn, deren Einfälle ihr Land noch beunruhigten, sich vertheidigen konnten.

Italien, das in seinen Trümmern immer das reichste und blühendste Land des Abendlands blieb, wurde unaufhörlich von Zwingherrn zerfleischt. In diesen Spaltungen bewegte noch Rom die andern Städte Italiens. Man erinnere sich nur an das, was Paris zur Zeit der Fronde war, oder vielmehr unter Karl dem Wahnsinnigen, und an das, was London unter dem unglückli-

chen Karl I., oder in den Bürgerkriegen der Häuser York und Lankaster war, so erhält man eine Vorstellung von Roms Zustand im zehnten Jahrhundert. Der päbstliche Stuhl war unterdrückt, beschimpft, und in Blut getaucht; die Pabstwahl geschah auf eine Art, die sowohl früher als später beispiellos war.

Fünf und dreißigstes Kapitel.

Vom Pabstthum im zehnten Jahrhundert, ehe Otho der Große Roms sich bemächtigte.

Die Aergernisse und innerlichen Unruhen, die Rom und seine Kirche im zehnten Jahrhundert und lange nachher heimsuchten, brachen nicht unter den griechischen und lateinischen Kaisern, nicht unter den gothischen und longobardischen Königen, nicht unter Karl dem Großen hervor; sie sind sichtbar die Folge der Gesetzlosigkeit, und diese Gesetzlosigkeit hatte in den Maßregeln ihre Quelle, welche die Päbste ergriffen, um ihr vorzubeugen, in dem Staatsfehler, daß sie die Franken nach Italien riefen. Wenn sie wirklich alle Ländereien besessen hätten, die, wie man behauptet, Karl der Große ihnen schenkte, so würden sie viel mächtigere Herren geworden seyn, als sie heut zu Tage sind: Ordnung und Regel hatte, wie gegenwärtig, in den Wahlen geherrscht. Aber alles, was sie ansprachen, wurde ihnen streitig gemacht; Italien war beständig der Gegenstand des Ehrgeizes der Fremden; Roms Schicksal war immer ungewiß. Niemals darf man vergessen, daß die Römer den al=

ten Freistaat wiederherzustellen suchten, daß Tyrannen in Italien und Rom aufstanden, daß die Wahlen nie frei, und daß Alles den Partheiungen überlassen war.

Formosus, der Sohn des Priesters Leo, stand als Bischof von Porto an der Spitze einer Parthei gegen Johann den Pabst VIII., und wurde zweimal durch diesen Pabst in den Kirchenbann gethan; aber diese Bannstrahlen, die bald nachher den gekrönten Häuptern so furchtbar wurden, waren es für Formosus so wenig, daß er im Jahr 890 zum Pabst erwählt wurde.

Stephan VI. oder VII. war auch der Sohn eines Priesters, der Nachfolger des Formosus, ein Mann, der Schwärmerei und Partheisucht vereinigte, ließ, als beständiger Gegner des Formosus seinen Körper, der einbalsamirt war, ausgraben, ihm päbstliche Kleidung anlegen, und vor eine Kirchenversammlung bringen, um sein Andenken zu richten. Man gab dem Todten einen Sachwalter; ein förmlicher Prozeß wurde eingeleitet, und der Leichnam für schuldig gesprochen, weil er sein Bisthum vertauscht, und das von Porto um des Römischen willen verlassen. Zum Entgelt für dieses Verbrechen ward ihm durch Henkershand der Kopf abgeschlagen, drei Finger abgeschnitten und der Rumpf in die Tiber geworfen.

Stephanus hatte sich durch das eben so entsetzliche, als thörichte Possenspiel so verhaßt gemacht, daß die Freunde des Formosus die Bürger aufwiegelten, ihn fesselten und im Gefängniß erdrosselten.

Die feindliche Parthei ließ den Leichnam des Formosus wieder auffangen, und ihn zum zweiten Male päbstlich zur Erde bestatten.

Dieser Zwist erhitzte die Geister. Sergius III., der Rom mit seinen Ränken erfüllte, um Pabst zu werden, wurde durch seinen Nebenbuhler, Johann IX., einen Freund des Formosus, aus der Stadt gewiesen; als

er nun nach dem Tode Johanns IX. als Pabst anerkannt wurde, verdammte er wieder Formosus. Bei diesen Verwirrungen hatte Theodora, die Mutter der Marozia, die sie hernach an den Markgrafen von Toskanella vermählte, und der Theodora, welche nebst den zwei genannten durch Liebeshändel berühmt war, zu Rom die größte Gewalt. Er zeugte, als Pabst, mit Marozia einen Sohn, den er öffentlich in seinem Pallast erzog. Es scheint nicht, daß er sich dadurch den Haß der Römer zuzog, die, von Natur wollüstig, sein Beispiel eher befolgten, als tadelten.

Nach seinem Tode halfen die beiden Schwestern Marozia und Theodora, ihrem Günstlinge Lando zum päbstlichen Stuhle (912). Als dieser Lando starb, ließ die junge Theodora ihren Liebhaber Johann X. zum Pabst wählen, der Bischof in Bologna, sodann in Ravenna, und endlich in Rom wurde. Gleichwohl warf man ihm nicht wie Formosus, Verwechslung der Bisthümer vor. Diese Päbste, welche die Nachwelt als hinlänglich gottlos verdammt, waren keine unwürdige Fürsten; dazu fehlte viel. Johann X., den die Liebe zum Pabst machte, war geistvoll und muthig; er that das, was seine Vorgänger nicht zu thun vermochten; er vertrieb die Sarazenen aus dem Gebiet von Gariliano.

Um sich das Glück in dieser Heerfahrt zu sichern, wußte der gewandte Mann Truppen von dem Kaiser zu Konstantinopel zu erhalten, ungeachtet sich der Kaiser über die meuterischen Römer eben so zu beklagen hatte, wie über die Sarazenen. Er rief den Grafen von Kapua zu den Waffen, erhielt Kriegsvölker aus Toskana und zog selbst an der Spitze dieses Heeres mit einem jungen Sohne der Marozia und des Markgrafen Adelbert aus. Nachdem er die Muhamedaner aus Roms Nachbarschaft verjagt hatte, wollte er auch von den

Deutschen und den andern Fremdlingen Italien befreien. Italien wurde von den Berengariern, einem König von Burgund und einem von Arles zugleich angefallen. Er gestattete nicht, daß einer in Rom den Meister spielte. Als aber nach einigen Jahren Guido, Hugos mütterlicher Halbbruder, König von Arles und Tyrann in Italien, sich mit der in Rom allmächtigen Marozia vermählte, verschwor sich eben diese Marozia gegen den Pabst, den vieljährigen Liebhaber ihrer Schwester. Er wurde überfallen, gefesselt, und zwischen zwei Polstern erstickt.

Marozia, Roms Gebieterin, ließ einen gewissen Leo zum Pabste erwählen, und nach einigen Monaten im Gefängniß tödten. Nun gab sie den römischen Stuhl einem Manne von niederer Herkunft, der nur 2 Jahre lebte (931) und zuletzt setzte sie ihren eigenen Sohn Johann IX. auf den päbstlichen Stuhl, den sie von ihrem Buhlen Sergius III. geboren hatte.

Johann war erst 24 Jahre alt, als ihm seine Mutter zum Pabst machte; doch gab sie ihm nur unter der Bedingung diese Würde, daß er blos das bischöfliche Amt verrichten sollte, und nur der Kaplan seiner Mutter wäre.

Man behauptet, Marozia habe nachher ihren Gemahl Guido, Markgrafen von Toskanella, vergiftet. Soviel ist gewiß, daß sie den Bruder ihres Gemahls, den longobardischen König Hugo, heirathete, und ihn in den Besitz von Rom setzte, in der schmeichelnden Hoffnung, mit ihm Kaiserin zu werden; aber Marozias Sohn erster Ehe stellte sich an die Spitze der Römer gegen seine Mutter, verjagte Hugo aus Rom, schloß Marozia und ihren Sohn, den Pabst, in dem Pallast Hadrians, der heutigen Engelsburg, ein. Man giebt an, Johannes sey dort vergiftet gestorben.

Im Jahr 939 wurde ein geborner Deutscher Ste-

phan XIII. erwählt; allein er wurde durch diese Abstammung bei den Römern so verhaßt, daß ihm das Volk in einem Aufstand das Gesicht so zerfetzte, daß er nachher nimmer öffentlich erscheinen konnte.

(956.) Einige Zeit nach her wurde Octavian Sparco, ein Enkel der Marozia, durch den Einfluß seiner Familie im achtzehnten Jahre zum Pabst ernannt. Er nahm zum Andenken an seinen Oheim Johann XI. den Namen Johann XII. an. Dieß ist der erste, der als Pabst seinen Namen veränderte. Er war nicht einmal im geistlichen Stande, als ihn seine Familie zum Pabst machte. Johann war Patricius in Rom, und besaß folglich die nämliche Würde, die Karl der Große gehabt hatte. Er vereinigte daher durch den päbstlichen Stuhl mit dem größten Rechte die doppelte Gewalt. Allein er war jung, wollüstig und im übrigen kein mächtiger Herr.

Man wundert sich, daß die römische Kirche unter so erbärmlichen, unmächtigen Päbsten weder ihre Vorrechte, noch Ansprüche verlor; aber damals waren fast alle anderen Kirchen auf die nämliche Weise verwaltet. Die Geistlichkeit Italiens konnte solche Päbste verachten; sie achtete indeß um so mehr die päpstliche Würde, je mehr sie darnach trachtete; endlich, in der Meinung der Menschen war das Amt geheiligt, wenn gleich die Person verhaßt war.

Während Rom und die Kirche dergestalt zerrissen wurde, kämpfte Berengar, der Jüngere, mit Hugo von Arles um Italien. Die Italiener wollten, wie ein Zeitgenosse, Luitprand, bemerkt, immer zwei Herren, um eigentlich gar keinen zu haben; eine falsche, unglückliche Staatsklugheit, die Tyrannen und Elend häufte. Das war der beklagenswerthe Zustand dieses schönen Landes, als Otho der Große durch die Klagen

fast aller Städte dahin gerufen wurde, sogar durch den jungen Pabst Johann XII., der die Deutschen, die er nicht ausstehen konnte, holen mußte.

Sechs und dreißigstes Kapitel.

Fortsetzung; Othos Herrschaft, Italiens Zustand.

Otho drang in Italien ein und verfuhr daselbst wie Karl der Große: er besiegte Berengar, der nach unumschränkter Gewalt strebte. Er ließ sich durch den Pabst zum römischen Kaiser salben und krönen, nahm den Namen Cäsar Augustus an, und zwang den Pabst, ihm auf dem Grabe des heiligen Petrus den Eid der Treue zu leisten. Es wurde auch über diesen Punkt eine rechtsgültige Urkunde ausgefertigt. Die römische Geistlichkeit und der Adel verbinden sich, nur in Gegenwart kaiserlicher Gesandten Päbste zu wählen. In dieser Urkunde bestätigt Otho die Schenkungen Pipins, Karls des Großen, Ludwigs des Einfältigen, ohne sie aufzuzählen; jedoch, aller unserer Gewalt, und der unseres Sohnes und unserer Nachkommen unbeschadet. Diese Urkunde, mit goldenen Buchstaben geschrieben, und von 7 deutschen Bischöfen, fünf Grafen, zwei Aebten und mehreren italiänischen Prälaten unterzeichnet, wird noch auf der Engelsburg aufbewahrt. Sie ist vom 13ten Februar 962.

Aber wie konnte der Kaiser Otho durch diese Urkunde, welche die Karls des Großen bestätigte, Rom selbst verschenken, das Karl der Große nie schenkte? Wie

konnte er mit dem Herzogthum Benevent ein Geschenk machen, das er nicht besaß, und noch seinen Herzögen gehörte. Wie konnte er Korsika und Sicilien weggeben, das die Sarazenen inne hatten? Entweder wurde Otho hintergangen, oder die Urkunde ist falsch. Dieß muß man gestehen.

Man sagt, und Mezeray sagt es andern nach, daß Lothar, König von Frankreich, und der nachherige König Hugo Kapet bei der Krönung zugegen gewesen seyen. Frankreichs Könige waren damals so schwach, daß sie zum Schmuck einer Kaiserkrönung dienen konnten; doch Lothars und Kapets Name findet sich unter den wahren oder falschen Unterschriften dieser Urkunde nicht. Was man auch sagen mag, Johanns XII. Unklugheit, welche die Deutschen nach Rom berief, war die Quelle alles Unheils, das Rom und Italien im Verlauf so vieler Jahrhunderte traf.

Der Pabst, der sich auf diese Weise einen Herrn gegeben hatte, während er nur einen Schutzherrn wollte, wurde bald untreu. Er verband sich sogar wider den Kaiser mit Berengar, der zu den Muhamedanern, die sich an den Küsten der Provence verschanzten, geflohen war. Er berief Berengars Sohn nach Rom, während Otho zu Pavia sich befand. Er schickte zu den Ungarn, um sie zu einem Einfalle in Deutschland aufzureizen, indeß er war nicht mächtig genug, um die kühne Unternehmung zu unterstützen, und der Kaiser war es, um ihn zu züchtigen.

Otho kehrte also von Pavia nach Rom zurück und nachdem er sich der Stadt versichert, hielt er eine Kirchenversammlung, in der er dem Papst förmlich den Proceß machen ließ. Man versammelte die deutschen und römischen Herren, 40 Bischöfe und 17 Kardinäle in der Peterskirche, und hier, in Gegenwart des ganzen Volks, wurde der heilige Vater angeklagt, er habe mit

mehreren Frauen, und vorzüglich mit einer gewissen Stephania, der Beischläferin seines Vaters, die in den Wochen gestorben, sträflichen Umgang gepflogen, er habe ein zehenjähriges Kind zum Bischof von Todi gemacht, die geistlichen Orden und Kirchenämter verkauft, seinem Pathen die Augen ausstechen, einen Kardinal verschneiden und dann tödten lassen; endlich er glaube nicht an Jesus Christus und habe den Teufel angerufen: zwei Dinge, die sich zu widersprechen scheinen. Man mischte also, wie fast immer, unter die wahren Beschuldigungen falsche; doch von dem einzigen Grunde, um deßwillen die Versammlung zusammenberufen worden war, wurde nicht gesprochen. Der Kaiser fürchtete sonder Zweifel, die Meuterei und die Verschwörung wieder zu entflammen, in welche die Ankläger des Pabstes selbst verwickelt waren. Der junge Pabst, der damals 27 Jahre alt war, wurde scheinbar wegen Blutschande und Liederlichkeiten entsetzt, eigentlich aber weil er, wie alle Römer, die deutsche Macht in Rom stürzen wollte.

Otho konnte seiner Person nicht habhaft werden; oder wenn er es konnte, so beging er einen großen Fehler, daß er ihm die Freiheit schenkte. Kaum hatte er Leo VIII. wählen lassen, der, wenn man dem Bischof von Orleans, Arnold, Glauben beimißt, kein Geistlicher, ja nicht einmal ein Christ war, kaum hatte er die Huldigung empfangen und Rom verlassen, von dem er sich kluger Weise nicht hätte entfernen sollen, als Johann XII. muthig die Römer aufwiegelte; eine Kirchenversammlung wurde der frühern entgegengestellt und Leo VIII. entsetzt. Man verordnete, daß nie der Niedere seinem Obern den Rang entreißen könne. Der Pabst wollte mit diesem Beschluß nicht blos, daß die Bischöfe und Kardinäle keinen Pabst mehr entsetzen könnten, sondern es wurde damit auch auf den Kaiser ge=

zielt, der in den Augen der römischen Bischöfe als Weltlicher der Kirche Unterwürfigkeit und den Eid schuldig wäre, welchen er von ihr forderte. Dem Kardinal Johann, der die Anklage gegen den Pabst geschrieben und vorgelesen hatte, wurde die rechte Hand abgehauen, dem Schreiber aber, der bei der Absetzungsversammlung Dienste geleistet, die Zunge ausgerissen, Nase und zwei Finger abgeschnitten.

Uebrigens berief man sich in allen diesen Versammlungen, wo Partheiwuth und Rachsucht den Vorsitz führte, beständig auf das Evangelium und die Väter, flehte um Erleuchtung des heiligen Geistes, sprach in seinem Namen, machte sogar nützliche Verordnungen; ja der, welcher diese Urkunden liest, ohne die Geschichte zu kennen, möchte glauben, er lese Urkunden von Heiligen. Wäre damals Christus auf die Erde zurückgekehrt, was hätte er beim Anblick so großer Heuchelei und so vieler Abscheulichkeiten in seiner Kirche gesagt?

Alles dieß geschah fast unter den Augen des Kaisers; und wer weiß, wie weit der Muth und der Groll des jungen Priesters die Empörung der ihm günstigen Römer, der Haß der andern italiänischen Städte auf die Deutschen den Kampf getrieben hätte. Aber Pabst Johann wurde drei Monate nachher in den Armen eines Weibes von ihrem Manne, der seine Schmach rächte, so schwer verwundet, daß er nach acht Tagen starb. Man erzählt, er habe von der Religion, an die er nicht glaubte und deren Priester er war, auf seinem Todtenbette nicht einmal den letzten Zehrpfennig nehmen wollen.

Dieser Papst, oder vielmehr dieser Patricius, hatte die Römer dergestalt erbittert, daß sie sogar nach seinem Tode eine Belagerung auszuhalten wagten, und erst in der höchsten Noth sich ergaben. Otho, zum

zweiten Male Roms Ueberwinder, gebot nun in Italien, wie in Deutschland.

Der von ihm ernannte Pabst Leo, der Senat und die Vornehmsten des Volks bestätigten in einer feierlichen Versammlung im Lateran dem Kaiser das Recht, sich einen Nachfolger für das Königreich Italien zu erwählen, den Pabst einzusetzen und Bisthümer zu vergeben. Nach so vielen Verträgen und Schwüren, welche die Furcht auspreßte, wäre es nöthig gewesen, daß die Kaiser in Rom geblieben wären, um sie zum Vollzug zu bringen.

Kaum war Otho nach Deutschland zurückgekehrt, als die Römer frei werden wollten. Sie warfen ihren neuen Pabst, ein Geschöpf des Kaisers, ins Gefängniß. Der Präfekt von Rom, die Tribunen, der Senat wollten die alten Gesetze ins Daseyn rufen; aber das, was in einer Zeit Werk eines Helden ist, wird in einer andern Meuterei und Empörung. Otho eilt nach Italien zurück, läßt einen Theil der Senatoren aufknüpfen, und der Präfekt, der ein Brutus hatte werden wollen, wird durch die Straßen gegeißelt, nackt auf einem Esel herumgeführt, und in einen Kerker geworfen, wo er verhungerte.

Sieben und dreißigstes Kapitel.

Die Kaiser Otho II. und III. Rom.

Das war ungefähr die Lage Roms unter Otho dem Großen, Otho II. und Otho III. Die Deutschen unterjochten die Römer, und die Römer brachen ihre Ketten, so oft sie konnten.

Ein Pabst, der auf Befehl des Kaisers gewählt, oder von ihm ernannt wurde, wurde von den Römern verwünscht. Der Gedanke, den Freistaat wieder herzustellen, lebte immer in ihnen; aber dieser edle Ehrgeiz rief nun erniedrigendes schauerliches Elend herbei.

Otho II. zog gegen Rom, wie sein Vater. Welche Regierung! Welches Reich und welches Pabstthum! der Konsul, Crescentius, ein Sohn des Pabstes Johann X. und der berüchtigten Marozia, der mit dem Titel eines Konsuls auch den Haß gegen das Königthum angenommen hatte, wiegelte Rom gegen Otho auf. Er ließ Benedikt VI., ein Geschöpf des Kaisers, im Gefängniß tödten. Als Otho aus der Ferne vor seiner Ankunft mitten unter diesen Verwirrungen dem Kanzler des Reichs in Italien den römischen Stuhl verliehen hatte, wurde der Unglückliche, der den Namen Johann XIV. annahm, ein neues Opfer, das die römische Parthei darbrachte. Der Pabst Bonifacius VII., ein Geschöpf des Konsuls Crescentius, der sich schon mit dem Blute Benedikts VI. befleckt hatte, tödtete Johann XIV. Kaligulas, Neros, Vitellius Zeiten förderten keine beklagenswertheren Unfälle, keine größern Barbareien zu Tage; aber die Unthaten und das Mißgeschick dieser Päbste sind im Dunkeln, wie sie selbst. Die Schaubühne dieser blutigen Tragödieen war das kleine trümmervolle Rom, die cäsarischen hatten die bekannte Welt als Zuschauerin.

Mittlerweile langt Otho II. in Rom an (981). Die Päbste hatten früher die Franken nach Italien gerufen, und sich der Gewalt der morgenländischen Kaiser entzogen. Was thun sie jetzt? — Sie versuchen, scheinbar zu ihren alten Herren zurückzukehren; und sie, die unkluger Weise die sächsischen Kaiser herbeigerufen, wünschen nun, ihrer los zu werden. Der nämliche Bonifacius war nach Konstantinopel gegangen,

um die Kaiser Basilius und Konstantin zur Wiederherstellung des Throns der Cäsaren zu vermögen. Rom wußte nicht, was es war, und wem es gehörte. Der Konsul Crescentius und der Senat wollten den Freistaat wieder herstellen: der Pabst wollte eigentlich weder einen Freistaat noch einen Herrn; Otho II. wollte Königsgewalt. Er dringt also in Rom ein, ladet die vornehmsten Senatoren und die Anhänger des Konsuls zu einem Gastmahle, und läßt Alle, wenn man Gottfried von Viterbo glauben darf, während des Gelags erwürgen. So ist der Pabst durch seinen Feind von den freisinnigen Senatoren befreit: aber er muß sich von diesem Gewalthaber befreien. Die Truppen des morgenländischen Kaisers landen nicht zahlreich genug in Apulien; der Pabst ruft noch die Sarazenen zu Hülfe. Wenn bei dem blutigen Mahle, von dem Gottfried berichtet, die Senatoren wirklich ermordet wurden, so war es gewiß besser, die Muhamedaner zu Beschützern zu haben, als den blutdürstigen Sachsen zum Herrn. Er wurde von den Griechen überwältigt, von den Muselmännern wurde er es auch; er fiel als Gefangener in ihre Hände, aber er entwischte ihnen, benutzte die Zwietracht seiner Feinde, und kehrt wieder nach Rom zurück, wo er im Jahr 983 stirbt.

Nach seinem Tode behauptete der Konsul Crescentius einige Zeit das Schattenbild eines römischen Freistaats. Er stürzte Gregor V., einen Neffen des Kaisers Otho III., vom päbstlichen Stuhle. Aber endlich wurde Rom wieder belagert und erobert. Crescentius, in der Hoffnung eines Vergleichs und durch die eidliche Zusage des Kaisers aus der Engelsburg gelockt, verlor seinen Kopf. Sein Leichnam wurde bei den Füßen aufgehangen, und dem neuen Pabste, den die Römer unter dem Namen Johanns XVI. erwählten, wurden die Augen ausgestochen und die Nase abgeschnitten.

Und so verstümmelt ward er von der Engelsburg auf den Markt herabgestürzt.

Die Römer erneuerten sofort den Eidschwur Otho III., den sie Otho I. und Karl dem Großen geleistet hatten; er wies den Päbsten Landgüter in der Mark Ancona zu ihrem standesmäßigen Unterhalte an.

Nach den drei Othonen dauerte der Kampf der deutschen Herrschaft und der italiänischen Freiheit noch lange auf die nämliche Weise fort. Sobald unter Heinrich II. aus Baiern, und Konrad I. dem Salier Deutschland Beschäftigung darbot, erhob sich eine Parthei in Italien. Heinrich II. kam dahin, wie die Othonen, um die Partheien zu zerstreuen, den Päbsten die Schenkungen der Kaiser zu bestätigen, und die Huldigungen einzunehmen. Gleichwohl wurde das Pabstthum, wie fast alle anderen Bisthümer, im Aufstreich verkauft.

Benedikt VIII. und Johann XIX. kauften es nach einander öffentlich; sie waren Brüder, aus dem Hause der Markgrafen von Toskanella, das seit den Marozien und Theodoren zu Rom mächtig war.

Um die päbstliche Würde in ihrem Hause zu erhalten, kaufte man nach ihrem Tode für ein 12jähriges Kind die Stimmen (1034). Das war Benedikt IX., der das römische Bisthum auf die nämliche Art erhielt, wie noch heutzutag viele Familien, nur geheim, Pfründen für ihre Kinder erkaufen. Die Verwirrung war gränzenlos. So lang dieser Benedikt Pabst war, wurden noch zwei andere Päbste um Geld erwählt, die sich sodann wechselseitig in Bann thaten. Glücklicher Weise kam eine Versöhnung zu Stande, welche den Bürgerkrieg erstickte; die drei Päbste vertheilten in einem Vergleich die Einkünfte der Kirche, so daß jeder im Frieden mit seiner Buhlerin leben konnte.

Dieses friedliche eigenthümliche Triumvirat dauerte

nur so lange, als sie Geld hatten; als dieß auf der Neige war, verkaufte jeder seinen Antheil an dem Pabstthum dem Diakonus Gratian, einem äußerst reichen Manne. Da aber Benedikt IX. lange vor den zwei andern erwählt worden war, so ließ man ihm in einem feierlichen Vertrage den Genuß eines Tributs, den damals England an Rom bezahlte, den sogenannten St. Peterspfennig, zu dem sich ein dänischer König von England, Namens Etelwolft, im Jahre 852 verbindlich gemacht hatte.

Dieser Gratian, der den Namen Gregors VI. annahm, genoß ruhig die päbstliche Würde, als Heinrich III. der Sohn Konrads III. des Saliers in Rom anlangte.

Nie hat ein Kaiser größere Gewalt geübt. Er verbannte Gregor VI., und ernannte seinen Kanzler Schreithart Bischof von Bamberg zum Pabste, ohne daß jemand zu murren wagte.

Nach dem Tode dieses Deutschen, der Klemens II. genannt wurde, machte der Kaiser, der sich gerade in Deutschland aufhielt, Popo aus Baiern zum Pabste. Dieser Damasus II. ging mit dem kaiserlichen Bestallungsbrief nach Rom, um daselbst sich anerkennen zu lassen. Er wurde wirklich eingesetzt, trotz Benedikts IX., der den päbstlichen Stuhl wieder besteigen wollte, nachdem er ihn verkauft hatte. Da dieser Baier 23 Tage nach seiner Einsetzung starb, gab der Kaiser seinem Vetter Bruno aus dem Hause Lothringen die päbstliche Würde; er versetzte ihn aus unbeschränkter Machtvollkommenheit, vom Bisthum zu Taul auf das Römische. Wenn das kaiserliche Uebergewicht angedauert hätte, wären die Päbste nichts als ihre Kaplane geworden, und Italien Sklave.

Er nannnte sich Leo; man versetzte ihn unter die Heiligen. Wir werden ihn an der Spitze eines Heeres

im Kampfe mit den normännischen Fürsten, den Gründern des Königreichs Neapel, und in ihrer Gefangenschaft erblicken.

Hätten die Kaiser in Rom bleiben können, so wären sie, wegen der Schwäche der Römer, der italiänischen Zwiste, der Uebermacht Deutschlands beständig die Herren der Päbste gewesen, und ein eigentliches römisches Reich hätte bestanden. Aber diese Wahlkönige konnten zu Rom, fern von den ihren Herren zu furchtbaren Fürsten nicht ihren Sitz nehmen. Die Nachbarn waren stets zu Gränzeinfällen bereit. Man mußte bald die Dänen, bald die Polen und Ungarn bekämpfen. Dieß befreite Italien einige Zeit von einer Knechtschaft, gegen die es vergeblich gerungen hätte.

Nie war Rom und die lateinische Kirche zu Konstantinopel mehr verachtet, als in diesen unglücklichen Zeiten. Luitprand, Othos Bothschafter bei dem Kaiser Nicephorus Phokas erzählt, die Bewohner Roms habe man in der kaiserlichen Stadt nicht mehr Römer genannt, sondern Longobarden. Die Bischöfe zu Rom galten nur für schismatische Räuber. Den Aufenthalt des heiligen Peter zu Rom hielt man für ein abgeschmacktes Mährchen, das auf der willkührlichen Auslegung einer Aeußerung des heiligen Petrus beruht; zu Konstantinopel schlug man die sächsischen Kaiser kaum höher an, man behandelte sie als Barbaren.

Doch der Hof von Konstantinopel war nicht mehr werth, als der der germanischen Kaiser. Allein im griechischen Reich war der Handel, der Gewerbsfleiß, die Wohlhabenheit größer als im lateinischen; alles war im westlichen Europa in Trümmern seit den glänzenden Zeiten Karls des Großen. Wildheit und Ausschweifung, Gesetzlosigkeit und Armuth herrschte in allen Staaten. Nie war die Unwissenheit allgemeiner. Doch geschahen nicht weniger Wunder als in andern

Zeiten; es hat deren in jedem Zeitalter gegeben; und erst seit Gründung der Akademie der Wissenschaften erblickt man bei aufgeklärten Völkern keine Wunder mehr; und erblickt man sie auch, so bringt sie eine gesunde Naturwissenschaft bald auf ihren Gehalt zurück.

Acht und dreißigstes Kapitel.

Frankreich gegen Hugo Capets Zeit.

Während die deutsche Verfassung eine neue Gestalt zu gewinnen begann, und Rom und Italien keine besaß, wurde Frankreich, wie Deutschland, ein vollkommenes Lehensreich.

Dieses Königreich erstreckte sich von der Schelde und Maas bis an das britannische Meer, und von den Pyrenäen bis an den Rheinstrom. Das waren damals seine Grenzen; denn, wenn schon viele Geschichtschreiber behaupten, das große französische Lehen habe sich über die Pyrenäen bis an den Ebro gezogen, so bleibt es immer unwahrscheinlich, daß die Spanier zwischen dem Ebro und den Pyrenäen die schwächliche Herrschaft Frankreichs ertragen hatten, sie, welche die Muhamedaner bekämpften.

Frankreich, das weder die Provence, noch die Dauphiné in sich begriff, war ein hinlänglich großes Königthum; aber viel fehlte, daß der König von Frankreich ein großer Fürst gewesen wäre. Ludwig, der letzte Sprößling Karls des Großen, besaß im Ganzen nur die Städte Laon und Soissons, und einige Ländereien, die man ihm streitig machte. Die Lehnspflicht, welche die Normandie leistete, nützte weiter nichts, als

daß sie dem König einen Vasallen gab, der seinen Herrn hätte besolden können. Jede Landschaft hatte entweder ihre erblichen Grafen oder Herzöge; der, welcher nur zwei oder drei Flecken an sich bringen konnte, ging bei dem Herrn einer Provinz zu Lehen; und der, welcher nur ein Schloß hatte, hielt sich an den, der eine Stadt an sich gerissen. Daraus gestaltete sich das abentheuerliche Gemengsel von Gliedern, die keinen Körper bildeten.

Zeit und Noth gebot, daß die Herren großer Lehen mit Kriegsvölkern dem Könige zu Hülfe zogen. Der eine mußte 40 Tage Dienste leisten, der andere 20. Die Untervasallen zogen auf Befehl ihrer unmittelbaren Herren aus. Allein, wenn diese Lehnsherren dem Staat nur einige Tage dienten, so bekriegten sie sich unter einander fast das ganze Jahr. Vergeblich hatten die Kirchenversammlungen, welche in diesen verbrecherischen Zeiten oft gerechte Anordnungen trafen, befohlen, die Waffen müßten von Donnerstag bis zum Anbruch des Montags, während der Osterfeiertage und anderer Feste, ruhen; diese Befehle, durch eine zwingende Gerechtigkeit nicht unterstützt, blieben wirkungslos. Jedes Schloß war die Hauptstadt eines kleinen Räuberstaats; jedes Kloster voll Waffen; ihre Sachwalter, die Avoyers genannt wurden, und in diesen ersten Zeiten die Bittschriften dem Fürsten übergeben und ihre Geschäfte besorgen mußten, waren die Anführer ihrer Truppen: die Ernten wurden entweder verbrannt, oder vor der Zeit abgeschnitten, oder mit dem Schwert in der Hand geschützt, die Städte fast in Einöden umgewandelt, und die Dörfer durch langwierige Hungersnoth entvölkert.

Das Königreich, ohne Oberhaupt, ohne Sicherheitsanstalten, ohne Ordnung hätte, wie man glauben sollte, die Beute der Fremden werden sollen: allein

eine fast gleiche Gesetzlosigkeit in allen Ländern war seine Sicherheit. Deutschland war zwar unter den Othonen furchtbarer, aber durch innere Kriege beschäftigt. Aus diesen rohen Zeiten stammt der Brauch, bei dem Herrn eines andern Dorfes für ein Haus, oder ein Gut zu Lehen zu gehen. Ein Sachwalter, ein Kaufmann, der ein altes Lehen besitzt, erhält von einem andern Bürger oder einem Pair des Reichs, der ein unter seiner Zinsbarkeit stehendes Afterlehen gekauft hat, den Eid der Treue und die Lehnspflicht. Die Lehnsgesetze gelten zwar nicht mehr, aber die alten Gebräuche der Lehnbarkeit, Lehnspflicht, und des Erbzinses werden noch beibehalten; bei den meisten Gerichten gilt noch die Regel, kein Land, ohne Herrn, als wenn es nicht genug wäre, dem Vaterland zu gehören.

Als Frankreich, Italien und Deutschland dergestalt unter eine unzählige Menge kleiner Herren vertheilt war, bestanden die Heere, deren Hauptstärke unter Karl dem Großen wie unter den Römern das Fußvolk war, nur aus Reiterei.

Der geringste Gutsbesitzer ging niemals zu Feld, ohne soviel Pferde als möglich mit sich zu nehmen; und, die größte Pracht war es, Stallmeister mit sich zu führen, die man Vaslets, von dem Worte Vassalet, kleiner Vasall, nannte. Da es Ehrensache war, nur zu Pferd zu streiten, so trug man gewöhnlich eine volle eherne Rüstung, die den Fußgänger mit ihrem Gewicht erdrückt hätte. Die Arm- und Beinschienen gehörten zur Kleidung. Man behauptet, schon Karl der Große habe solche getragen, aber erst ums Jahr 1000 wurden sie allgemein.

Der Reiche wurde im Krieg fast unverwundbar; damals bediente man sich auch der Keulen, um die Reiter zu zerschmettern, die keine Spitze durchbohren

konnte. Mit Panzern, Schilden, und federgeschmückten Helmen wurde der größte Handel getrieben. Die Landleute, die man in Krieg schleppte, waren mehr Schanzgräber, als Krieger. Die Pferde, die mehr als sie geehrt wurden, waren mit Eisen bedeckt, ihr Kopf mit einem Stirnblech versehen.

Man kannte damals kaum Gesetze, die ausgenommen, welche die Mächtigsten für den Lehnsdienst gaben. Alle anderen Gegenstände der austheilenden Gerechtigkeit waren der Laune der Haushofmeister und Amtleute, die von den Gutsbesitzern ernannt wurden, überlassen.

Der Rath der Städte, die unter Karl dem Großen und unter den Römern eine städtische Verfassung genossen hatten, wurde fast überall abgeschafft. Der Titel Senior, Seigneur, den lange die Vornehmsten unter den Stadträthen führten, wurde den Lehnsherrn gegeben.

Das Wort Pair fing damals an, in der altfränkischen Sprache, die man in Frankreich redete, gangbar zu werden. Es stammt von dem lateinischen Worte par, das „gleich" heißt. Nur in diesem Sinn wurde es unter dem ersten und zweiten Geschlecht der fränkischen Könige gebraucht. Die Kinder Ludwigs des Einfältigen nannten sich in einer Zusammenkunft im Jahr 851 pares. Lange vorher nannte Dagobert die Mönche Pairs. Godegrand, Bischof von Metz zu den Zeiten Karls des Großen, nennt, wie der gelehrte de Cange bemerkt, eben so Bischöfe und Aebte. Die Vasallen des nämlichen Herrn nannten sich nun gewöhnlich Pairs.

Alfred der Große führte in England die Geschwornen ein; bei jeder Innung gab es Pairs. In einer peinlichen Sache wählte einer zwölf Männer aus seiner Innung zu Richtern. Einige Vasallen in Frankreich pflegten

es auf die nämliche Weise zu halten; aber die Zahl der Pairs war nicht gerade auf zwölf gesetzt. Soviel Freiherren in einem Lehn waren, soviel gab es auch Pairs, welche zwar unter einander, aber nicht mit ihrem Lehnsherrn Pairs waren.

Die Fürsten, die unmittelbar bei der Krone zu Lehen gingen, z. B. die Herzöge von Guienne, der Normandie, von Burgund, die Grafen von Flandern, von Toulouse, waren also die eigentlichen Pairs von Frankreich.

Hugo Kapet war nicht der unmächtigste. Er besaß seit langer Zeit das Herzogthum Frankreich, das sich bis Touraine erstreckte; er war Graf von Paris: ungeheure Güter in der Piccardie und in Champagne gaben ihn auch in diesen Provinzen ein großes Ansehen. Sein Bruder hatte das heutige Burgund. Sein Großvater Robert und sein Großoheim hatten beide zur Zeit Karls des Großen die Krone getragen. Sein Vater Hugo, mit dem Beinamen der Abt, weil er die Abteien Saint Denis, St. Martin de Tours, St. Germain des Pres und noch viele andere besaß, hatte Frankreich erschüttert und beherrscht. Man kann darum sagen, seine Familie habe vom Jahr 911, wo der König Eudes seine Regierung antrat, fast ohne Unterbrechung regiert; und wenn man Hugo den Abt ausnimmt, der die königliche Krone nicht annehmen wollte, bildet sie eine Herrscherreihe von mehr als 850 Jahren; eine seltene Erbfolge unter Königen.

(987.) Man weiß, wie Hugo Kapet, Herzog von Frankreich und Graf von Paris die Krone dem Herzog Karl, dem Oheim des letzten Königs Ludwig V., entriß. Wenn die Wahlen frei, das Blut Karls des Großen geachtet, und das Recht der Nachfolge so heilig wie jetzt gewesen wäre, so wäre Karl König von Frankreich geworden. Nicht ein Parlament hat ihm

das Recht seiner Ahnen geraubt; wie so viele Geschichtschreiber sagen, sondern Gewalt und Klugheit, welche Könige ein= und absetzt.

Während Ludwig, der letzte König aus karolingischem Blute im 23. Jahre sein dunkles Leben durch eine Auszehrung zu enden schien, versammelte schon Hugo Kapet seine Streitkräfte, und statt zum Ansehen eines Parlaments seine Zuflucht zu nehmen, zerstreute er mit seinen Truppen ein Parlament, das sich zu Compiegne versammelt hatte, um Karl die Nachfolge zu sichern. Ein Brief von Gerbert, nachherigem Erzbischofe von Rheims und Pabst unter dem Namen Sylvester II., den Duchesne entdeckte, giebt darüber gültige Zeugschaft.

Karl, Herzog von Brabant und Hennegau, die mit einander Niederlothringen bildeten, unterlag einem glücklicheren und mächtigeren Nebenbuhler: von dem Bischof zu Laon verrathen, überfallen, und an Hugo Kapet ausgeliefert, starb er als Gefangener im Thurm zu Orleans. Zwei Söhne, die ihn nicht rächen konnten, von denen indeß der eine Niederlothringen erhielt, waren die letzten männlichen Sprößlinge Karls des Großen. Hugo Kapet, König über seine Pairs geworden, hatte darum kein größeres Besitzthum.

Neun und dreißigstes Kapitel.

Frankreichs Zustand im zehnten und eilften Jahrhundert. König Robert im Banne.

Das zerstückelte Frankreich siechte von Karl dem Dicken bis Philipp I., Hugo Kapets Urenkel, fast zwei=

hundert funfzig Jahre in unbekannten Leiden. Wir werden sehen, ob die Kreuzzuge, am Ende des elften Jahrhunderts, welche Philipps I. Regierung bezeichneten, Frankreich zu größerer Blüthe hoben. In dem Zeitraum, von dem ich rede, überall nichts als Verwirrung, Zwingherrschaft, Barbarei und Armuth. Jeder etwas vermögende Herr ließ Geld schlagen, das immer schlechter wurde. Die schönen Werkstätten waren in Griechenland und Italien. In Städten ohne Freiheit, oder wie man lange Zeit sich ausdrückte, ohne Vorrechte, und in einem Land ohne Eintracht, konnten die Franzosen sie nicht nachahmen.

(999.) Unter allen Ereignissen dieser Zeit verdient König Roberts Bann am meisten die Aufmerksamkeit des Bürgers. Er hatte sich mit Bertha, seiner Muhme, im vierten Grade vermählt; eine an sich gesetzliche, und für das Wohl des Staates sogar nothwendige Heirath. In unsern Tagen verehlichen sich Privatleute mit ihren Nichten, und erkaufen dazu um den gewöhnlichen Preis in Rom den Nachlaß, als hätte Rom ein Recht über Ehen, die in Paris geschlossen werden. Der König von Frankreich erfuhr nicht soviel Nachsicht. In ihrer Erniedrigung, und unter den Erbärmlichkeiten, in die sie getaucht war, wagte die Römische Kirche dem König eine siebenjährige Buße aufzulegen, gebot ihm, seine Gattin zu verlassen, und schleuderte gegen ihn den Bannstrahl, als er sich weigerte. Der Pabst untersagte den Bischöfen, die bei der Trauung zugegen waren, den Kirchendienst, und befahl ihnen, in Rom um Verzeihung zu bitten. Ein solcher Uebermuth scheint unglaublich; allein der unwissende Aberglaube dieser Zeiten ertrug es vielleicht; vielleicht lagen auch Staatszwecke zu Grunde. Gregor V., der diesen Bannstrahl schleuderte, war ein Deutscher, und wurde von Gerbert, dem vormaligen Erzbischof von

Rheims, einem Feinde des Hauses Frankreich, geleitet. Kaiser Otho III., kein warmer Freund von Robert, war selbst bei der Versammlung zugegen, die den Bann aussprach. Alles dies macht wahrscheinlich, daß Staatsrücksichten an diesem Verfahren eben so viel Antheil hatten, als Religionseifer.

Die Geschichtsschreiber erzählen, dieser Bann habe in Frankreich eine solche Wirkung hervorgebracht, daß alle Höflinge des Königs und seine eigenen Bedienten ihn verließen, und nur zwei Knechte ihm blieben, die jedoch den Rest seiner Speisen aus Schauder vor dem, was ein Gebannter berührt, ins Feuer warfen. So erniedrigt auch damals die menschliche Vernunft seyn mochte, es ist doch nicht wahrscheinlich, daß die Abgeschmacktheit so weit ging. Der erste Schriftsteller, der von dieser übermäßigen Einfalt des französischen Hofes berichtet, ist der Kardinal Petrus Damianus, der 65 Jahre nachher schrieb. Er erzählt, die Königin habe zur Strafe für die vorgebliche Blutschande eine Mißgeburt zur Welt gebracht; allein in der ganzen Sache ist nichts mißlich, als die Kühnheit des Pabstes und die Schwäche des Königs, der sich von seiner Gattin trennte.

Ein Kirchenbann, ein Gottesdienstverbot sind Blitze, die nur dann in einem Staate zünden, wenn sie brennbare Stoffe treffen. Solche fanden sich damals in Frankreich nicht, aber Robert fürchtete vielleicht, sie möchten sich bilden.

König Roberts Nachgiebigkeit machte die Päbste so keck, daß sie seinen Enkel Philipp I. gleichfalls aus der Kirche stießen. Anfangs drohte ihm der berüchtigte Gregor VII. mit der Entsetzung, wenn er sich nicht vor seinen Gesandten wegen der Anklage der Simonie rechtfertige. Ein anderer Pabst that ihn wirklich in Bann. Philipp war seiner Gattin überdrüssig, und

in Bertrade, die Gemahlin des Grafen von Anjou, verliebt. Er nahm die Gesetze zu Hülfe, um seine Heirath aufzuheben unter dem Vorwand naher Verwandtschaft; und Bertrade, seine Buhlin, ließ die ihrige mit dem Grafen von Anjou unter dem nämlichen Vorwand aufheben.

Der König und seine Buhlin wurden sofort feierlich durch einen Bischof zu Baieux getraut. Sie waren verdammlich, aber sie hatten doch die Gesetze in so fern geehrt, als sie sich ihrer bedienten, um ihre Fehltritte zu bedecken. Dem sey, wie ihm wolle, hatte ein Pabst Robert gebannt, weil er eine Verwandte geheirathet, so bannte ein anderer Pabst Philipp, weil er seine Verwandte verließ. Auffallender wird die Sache noch dadurch, daß Urban II., der dieses Urtheil sprach, dasselbe in den eigenen Staaten des Königs, zu Clermont in Auvergne, wo er eine Freistätte suchte, sprach, und in der nämlichen Versammlung, in der er einen Kreuzzug predigte.

Gleichwohl scheint es nicht, daß der gebannte Philipp ein Abscheu seiner Unterthanen war; ein Grund weiter, um an der Erzählung zu zweifeln, Robert sey allgemein verlassen worden.

Merkwürdig ist die Heirath des Königs Heinrich, des Vaters des Philipp mit einer russischen Fürstin, der Tochter eines Herzogs Jaraslau. Man weiß nicht, ob sie aus Weiß-, Schwarz-, oder Roth-Rußland war. War sie eine geborne Heidin, katholisch oder griechisch? veränderte sie die Religion, um einen König von Frankreich zu heirathen? Wie wurde ein König von Frankreich mit einer Fürstin des alten Scythenlandes bekannt, in einer Zeit, wo der Verkehr so selten war? Wer schlug diese befremdliche Heirath vor? Keine dieser Fragen beantwortet die Geschichte jener dunkeln Zeiten.

Vermuthlich suchte der französische König Heinrich I. diese Verbindung, um sich keinen kirchlichen Streitigkeiten auszusetzen. Unter den Vorurtheilen jener Zeit war das dem Wohl des Staates bedeutend entgegen, daß man sich nur mit einer Verwandtin vom siebenten Glied vermählen durfte. Fast alle Fürsten Europas waren Heinrichs Verwandte. Dem sey, wie ihm wolle, Anna, Tochter eines unbekannten Herzogs des damals unbekannten Rußlands, Jaraslau, wurde Königin von Frankreich. Bemerkenswerth ist, daß sie nach dem Tode ihres Gemahls die Regentschaft nicht empfing und nicht verlangte. Die Gesetze wechseln mit den Zeiten. Der Graf von Flandern, einer der Vasallen des Reichs, wurde Regent. Die Königin Witwe vermählte sich wieder mit einem Grafen von Crepi. Dieß wäre heutzutag auffallend, damals nicht.

Im Allgemeinen, wenn man diese Jahrhunderte mit dem unsrigen vergleicht, so erscheinen sie als die Kindheit des menschlichen Geschlechts in allen Beziehungen auf Verwaltung, Religion, Handel, Künste, bürgerliche Rechte.

Ein sonderbares Schauspiel ist vorzüglich die Erniedrigung, die Erbärmlichkeit Roms, und seine Macht in der Meinung, die mitten in seiner Schmach in den Herzen steht; die Menge der durch die Kaiser erwählten Päbste, die Sklaverei dieser Priester, ihre unbeschränkte Gewalt, sobald sie Meister werden, und der ausschweifende Mißbrauch dieser Gewalt. Sylvester II., Gerbert, der Gelehrte des zehnten Jahrhunderts, der für einen Zauberer galt, weil ihn ein Araber in der Rechenkunst, und in einigen Anfangsgründen der Meßkunde, unterrichtet, der Lehrer Othos III., von dem Erzbisthum Rheims zu König Roberts Zeit vertrieben, durch Kaiser Otho III. zum Pabst ernannt, bewahrt noch den Ruf eines aufgeklärten Mannes und eines

weisen Pabstes. Dieß berichtet sein Zeitgenosse und Bewunderer Adamar Chabanois in seiner Chronik über ihn.

Ein Herr von Frankreich, Guido, Nachgraf in Limoges, macht Grimoad, einem Bischof in Angouleme, einige Abteirechte streitig; der Bischof thut ihn in Kirchenbann; der Nachgraf läßt ihn ins Gefängniß werfen. Solche wechselseitige Gewaltthätigkeiten waren in Rom ganz gemein, wo Gewalt die Stelle des Rechts vertrat.

Die Ehrfurcht vor Rom war damals, in der allgemeinen Verwirrung so groß, daß der Bischof, sobald er aus dem Kerker befreit war, und der Nachgraf von Limoges von Frankreich nach Rom reisten, um vor dem Pabst Sylvester in vollem Konsistorium ihre Sache zu führen. Guido wurde verdammt, geviertheilt zu werden; und der Spruch wäre vollstreckt worden, wenn er nicht entwischt wäre. Die Ausschweifung des Herrn, da er einen Bischof, der nicht sein Unterthan war, einkerkern ließ, seine Gewissensbisse, seine Ehrfurcht vor Rom, der ebenso barbarische, als abgeschmackte Spruch des Konsistoriums malen vollkommen den Charakter dieser rohen Zeiten. Uebrigens zeichnete sich weder Heinrich I. noch Philipp I. durch eine merkwürdige That aus, während ihre Vasallen und Untervasallen Königreiche eroberten.

Wir werden jetzt sehen, wie einige Abentheurer aus der Normandie, ohne Geld, ohne Güter, und fast ohne Soldaten das Königreich beider Sicilien stifteten, das in der Folge zwischen den schwäbischen Kaisern und den Päbsten, zwischen den Häusern von Anjou und Arragonien, zwischen Oesterreich und Frankreich ein so großer Zankapfel wurde.

Vierzigstes Kapitel.

Eroberung Neapels und Siciliens durch Normännische Edelleute.

Als Karl der Große den Kaisertitel annahm, gab dieser Name ihm nicht mehr, als seine Waffen ihm sichern konnten. Er machte auf die Oberhoheit über das Herzogthum Benevent Ansprüche, das einen großen Theil der Staaten befaßte, die unter dem Namen Königreich Neapel jetzt bekannt sind. Die Herzoge von Benevent, glücklicher als die longobardischen Könige, widerstanden ihm und seinen Nachfolgern. Apulien, Kalabrien, Sicilien waren eine Beute arabischer Einfälle. Die griechischen und lateinischen Kaiser stritten vergeblich um die Oberherrschaft dieser Länder; mehrere vornehme Privatleute theilten die Beute aus diesem Gebiete mit den Sarazenen. Die Einwohner wußten nicht, wem sie gehörten, ob zur römischen oder griechischen, oder arabischen Gemeine. Kaiser Otho I. übte als der Mächtigste seine Gewalt in diesen Ländern: er erhob Kapua zu einem Fürstenthume. Otho II., minder glücklich, wurde von den vereinigten Griechen und Arabern geschlagen. Die morgenländischen Kaiser blieben damals im Besitz von Apulien und Kalabrien, die sie durch einen Katapan regierten. Einige Herren hatten Salerno an sich gebracht. Die Besitzer von Benevent und Kapua fielen so oft als möglich in das Gebiet des Katapans ein; der Katapan beraubte sie wieder. Neapel und Gaeta waren kleine Freistaaten, wie Siena und Lucca: der Geist des alten Griechenlands schien in diese kleinen Gebiete geflohen zu seyn. Es war etwas Großes, frei seyn zu wollen, während

alle Völker ringsumher Sklaven waren, die ihre Gebieter wechselten. Die Muselmänner, in mehreren Schlössern verschanzt, plünderten gleicherweise Griechen und Lateiner: die Kirchen des Gebiets des Katapans waren theils dem Erzbischof von Konstantinopel, theils dem römischen unterworfen. In den Sitten spiegelte sich das Gemisch so vieler Völker, so vieler Regierungen, und Religionen: der Volksgeist schleuderte keinen Funken: man erkannte das Land nicht mehr, das einen Horaz und Cicero hervorbrachte, das die Mutter Tasso's werden sollte. Das war die Lage des fruchtbaren Landes, Gajetas und Gariglianos bis nach Otranto.

Damals herrschte Geschmack am Pilgern und an ritterlichen Abentheuern. Die Zeiten der Willkühr erzeugen ausschweifenden Heldensinn; seine Gluth wird durch geordnete Regierungen mehr gezügelt. Funfzig oder sechzig Franzosen, die im Jahr 983 von den Küsten der Normandie abgesegelt waren, um nach Jerusalem zu gehen, kamen auf der Heimkehr durch das Meer von Neapel und erreichten Salerno, eben als diese Stadt sich mit ihren Belagerern, Muselmännern, um eine Geldsumme verglich. Sie fanden die Salerner mit der Eintreibung des Lösegeldes beschäftigt, und die Sieger im Lager der Sicherheit einer viehischen Freude und der Lust dahingegeben. Die Handvoll Fremdlinge tadelt die Einwohner wegen ihrer feigen Unterwerfung, zieht keck bei nächtlicher Weile aus, von einigen Salernern gefolgt, die es ihnen nachzuthun wagen, stürzt in das Lager der Sarazenen, jagt sie in Schrecken, wirft sie in die Flucht, zwingt sie in Unordnung ihre Schiffe zu besteigen, und rettet nicht blos die Schätze Salernos, sondern gewinnt dazu die Beute der Feinde.

Erstaunt will der Fürst von Salerno sie mit Ge-

schenken überhäufen, und erstaunt noch mehr, als sie sie ausschlagen, lange werden sie zu Salerno behandelt, wie sie es als Helden und Retter verdienen: man zwang ihnen das Versprechen ab, wiederzukommen. Die an eine so überraschende That geknüpfte Ehre lockt bald andere Normänner nach Salerno und Benevent. Die Normänner kreuzen wieder nach der Sitte der Väter auf den Meeren umher, um zu kämpfen. Sie dienen bald dem griechischen Kaiser, bald den Fürsten des Landes, bald den Päbsten; es ist ihnen gleichgültig, für wen sie sich auszeichnen, wenn sie nur die Früchte ihrer Arbeiten einärndten. Es hatte sich in Neapel ein Herzog erhoben, welcher den werdenden Freistaat unterjochte. Er ist froh, mit dieser kleinen Anzahl Normänner sich gegen einen Herzog von Benevent verbinden zu können. (1030.) Sie erbauen die Stadt Aversa zwischen diesen beiden Gebieten; das ist die erste Herrschaft, die ihre Tapferkeit erwirbt.

Bald darauf erscheinen drei Söhne Tankreds von Hauteville, aus dem Gebiet Coutance, Wilhelm mit dem eisernen Arm, Drogo und Humfried. Die Geschichte gleicht hier ganz den fabelhaften Zeiten. Die drei Brüder begleiten den Katapan nebst den Normännern von Aversa nach Sicilien. Wilhelm tödtet den arabischen Heerführer, verschafft den Griechen den Sieg, und Sicilien wäre wieder an die Griechen gefallen, wenn sie nicht undankbar gewesen. Aber der Katapan fürchtete seine Vertheidiger; er fügte ihnen Unbilde zu, und lud sich ihre Rache auf; sie wendeten ihre Waffen gegen ihn. Drei bis vierhundert Normänner eroberten fast ganz Apulien. (1041.) Die That scheint unglaublich; allein die Abentheurer des Landes stießen zu ihnen und wurden unter solchen Führern treffliche Soldaten. Die Kalabrier, die durch Muth das Glück zu fesseln suchten, wurden lauter Normän-

ner. Wilhelm machte sich zum Grafen von Apulien, ohne den Kaiser, den Pabst, oder die benachbarten Herren zu fragen. Nur die Soldaten fragte er, wie alle Könige aller Länder thaten. Jeder normännische Führer erhielt eine Stadt, oder ein Dorf zu seinem Antheil. (1046.) Als Wilhelm starb, wurde sein Bruder Drogo zum Herrn von Neapel erwählt. Robert Guiskard und seine beiden jungen Brüder verlassen nun auch Coutance, um ein so glänzendes Glück zu theilen. Der alte Tankred erblickt sich mit Staunen als den Vater eines Eroberungsgeschlechtes. Vor dem Namen der Normänner zittern alle Nachbarn Apuliens, sogar die Päbste. Von einer Schaar Volksgenossen begleitet, langen Robert Guiskard und seine Brüder in kleinen Haufen als Pilger in Rom an; sie ziehen unerkannt, den Pilgerstab in der Hand, fort, und erreichen endlich Apulien. (1047.) Kaiser Heinrich III. damals mächtig genug, um in Rom zu herrschen, hatte nicht gleich die Macht, um sich diesen Eroberern entgegenzustellen. Er belehnte sie feierlich mit dem, was sie an sich gerissen hatten. Sie besaßen damals ganz Apulien, die Grafschaft Aversa und die Hälfte vom Beneventinischen.

Das ist das Haus, das bald hernach königlich wurde, die Königreiche Neapel und Sicilien gründete, und beim Reiche zu Lehen ging. Wie ist es aber möglich gewesen, daß dieses Stück vom Reich wieder losgerissen, und ein Lehen des römischen Bischofs wurde, in einer Zeit, wo die Päbste fast keine Scholle besaßen, wo sie nicht einmal zu Rom Meister waren, wo man sie sogar nicht in der Mark Ankona anerkannte, die ihnen doch Otho der Große, wie man sagt, geschenkt hat? Dieß ist eben so wunderbar, als die Eroberungen der normännischen Edlen. Hier die Lösung des Räthsels. Der Pabst Leo IX. wollte die Stadt Benevent,

welche dem durch Karl den Großen entsetzten Fürsten aus dem Hause der longobardischen Könige gehörte. (1053.) Kaiser Heinrich III. gab ihm wirklich diese Stadt, die er nicht besaß, gegen das Lehen Bamberg in Deutschland. Kraft dieser Schenkung sind bis auf den heutigen Tag die Päbste Herren von Benevent. Die neuen normännischen Fürsten waren gefährliche Nachbarn. Eroberungen geschehen nie ohne große Ungerechtigkeiten; sie begingen solche, und der Kaiser wünschte minder furchtbare Vasallen. Nachdem er sie mit dem Banne belegt, stellte sich Leo IX. an die Spitze eines deutschen Heeres, das ihm Heinrich III. zuschickte, um sie zu bekämpfen. Die Geschichte sagt nicht, wie die Beute hätte getheilt werden sollen; sie sagt blos, das Heer sey zahlreich gewesen, der Pabst habe italienische Truppen hinzugefügt, die sich als für einen heiligen Krieg anwerben ließen, und viele Bischöfe seyen unter den Anführern gewesen. Die Normänner, die immer mit kleiner Heeresmacht siegten, waren viermal schwächer als der Pabst; aber sie waren an den Krieg gewöhnt. Robert Guiskard, sein Bruder Humfried, der Graf von Aversa, Richard, jeder an der Spitze einer kampffertigen Schaar, hieben das deutsche Heer in Stücke, und verjagten die Italiener. Der Pabst floh nach Civitade in Kapitanata nicht weit vom Schlachtfeld; die Normänner eilen ihm nach, nehmen ihn gefangen, und führen ihn gefesselt in die nämliche Stadt Benevent, welche die erste Ursache dieser Unternehmung war. Man hat Leo IX. zum Heiligen gemacht; vermuthlich, weil er Buße that, daß er so viel Blut vergeblich vergoß, und so viele Geistliche in den Krieg führte. Gewiß ist, daß er Reue fühlte, zumal, da er sah, wie ehrfurchtsvoll seine Sieger ihn behandelten, und wie unbeugsam sie ihn ein ganzes Jahr im Gefängniß bewachten. Sie gaben Benevent den longo-

barbischen Fürsten zurück, und erst, als dieses Haus ausgestorben war, erhielten die Päbste diese Stadt. Man begreift leicht, daß die normännischen Fürsten auf den Kaiser, der ein furchtbares Heer gestellt hatte, erbitterter waren, als auf den Pabst, der es angeführt. Sie mußten sich von den Ansprüchen oder Rechten beider Reiche, zwischen welchen sie standen, befreien. Sie setzten ihre Eroberungen fort, sie bemächtigten sich Kalabriens und Kapuas, während Heinrich IV. minderjährig war, und während das griechische Reich in einer größern Schwäche lag, als eine Minderjährigkeit.

Die Söhne Tankreds von Hauteville eroberten Kalabrien, es waren die Sprößlinge der ersten Befreier, die Kapua eroberten. In diesen beiden sieghaften Dynastieen herrschten keine Streitigkeiten, welche so oft die Sieger theilen und schwächen. Die Geschichte, als Lehrerin, fordert hier, daß ich einen Augenblick anhalte, um zu bemerken, daß Richard von Aversa, der Kapua unterjochte, mit den nämlichen Feierlichkeiten sich krönen, und dem nämlichen heiligen Oele sich salben ließ, das bei dem Machträuber Pipin, dem Vater Karls des Großen, gebraucht wurde. Die Herzoge von Benevent ließen sich immer auf diese Art weihen, ebenso Richards Nachfolger. Daraus erkennt man deutlich, daß jeder die Gebräuche nach Gutdünken einführte.

Robert Guiskard, Herzog von Apulien und Kalabrien, Richard, Graf von Aversa und Kapua, beide Regenten durch das Recht der Waffen, ergriffen beide, da sie vom Kaiser unabhängig werden wollten, für ihre Herrschaften eine Vorsichtsmaßregel, die viele Privatleute in dieser Zeit der Verwirrung und Plünderung für ihre Güter nahmen: man gab sie der Kirche als freiwillig überlassene Lehen (oblata), blieb indeß in ihrem völligen Genuß gegen einen unbedeutenden Grundzins; das war die Zuflucht der Schwachen unter den

stürmischen Regierungen Italiens. Die Normänner, so mächtig sie waren, bedienten sich ihrer zur Sicherheit gegen die Kaiser, die mächtiger werden konnten. Robert Guiskard und Richard von Kapua, durch Leo IX. gebannt, hatten ihn gefangen gehalten. Die nämlichen Sieger, durch Nicolaus II. gebannt, leisteten ihm Lehnspflicht.

(1059.) Robert Guiskard und der Graf von Kapua stellten also alles, was sie erobert hatten, und erobern konnten, unter den Schutz der Kirche, und Nicolaus II. Der Herzog Robert leistete sogar von Sicilien, das er noch gar nicht hatte, Lehnspflicht. Er erklärte sich als Lehnsträger des heiligen Stuhls für alle seine Staaten, und versprach einen Erbzins von 12 Groschen für jeden Pflug. Dieß war eine bedeutende Summe. Diese Lehnspflicht war das Werk politischer Frömmigkeit, wie der St. Peterspfennig, den England an den heiligen Stuhl bezahlte, wie die zwei Pfunde Gold, welche die ersten Könige Portugals ihm gaben, endlich, wie die freiwillige Unterwerfung so vieler Königreiche unter die Kirche.

Aber nach allen Gesetzen des Lehnsrechtes in Europa konnten diese Fürsten, die Vasallen des Reichs, keinen andern Lehnsherren erwählen. Sie begingen einen Lehnsfehler gegen den Kaiser; sie gaben ihm das Recht ihre Staaten einzuziehen. Die Streitigkeiten, die zwischen dem Reich und dem Pabstthum entstanden, und noch mehr die eigene Macht der normännischen Fürsten, setzten die Kaiser außer Stand, ihre Rechte zu üben. Indem diese Eroberer sich zu Vasallen der Päbste machten, wurden sie die Beschützer und oft die Herren ihrer neuen Lehnsherren. Herzog Robert, der eine Fahne vom Pabst erhalten hatte, und Feldherr der Kirche seines früheren Feindes geworden war, geht mit seinem Bruder Roger nach Sicilien über: sie ent=

reißen diese Insel den Griechen und Arabern, die sie damals theilten. Die Muselmänner und Griechen unwarfen sich, unter der Bedingung, daß sie ihre Religionen und Sitten behalten dürften.

Die Eroberung des ganzen heutigen Königreichs Neapel mußte vollendet werden. Die Fürsten von Salerno, die Sprößlinge jener, welche die Normänner zuerst in das Land zogen, waren allein noch übrig. Die Normänner verjagten sie endlich; Herzog Robert entriß ihnen Salerno; sie entflohen in die Campagna von Rom unter den Schutz Gregors VII. des Pabstes, der die Kaiser zittern machte. Robert, der Vasall und Vertheidiger der Kirche, verfolgte ihn dahin: Gregor ermangelte nicht, ihn mit dem Bann zu belegen, und der Erfolg des Bannes war die Eroberung des ganzen beneventinischen Gebiets, die Robert nach dem Tode des letzten Herzogs von Benevent aus dem longobardischen Geschlechte vollzog.

Gregor, der so stolz und furchtbar gegen Kaiser und Könige verfuhr, war voll Gefälligkeit gegen den gebannten Robert. (1077.) Er sprach ihn vom Banne los, und erhielt dafür die Stadt Benevent, die seit dieser Zeit dem heiligen Stuhle geblieben ist.

Bald nachher brachen die großen Streitigkeiten zwischen Kaiser Heinrich IV. und Gregor aus. (1084.) Heinrich hatte Rom eingenommen, und belagerte den Pabst in der Engelsburg. Da eilt Robert aus Dalmatien, wo er neue Eroberungen machte, herbei, befreit den Pabst troß dem, daß sich Deutsche und Römer gegen ihn verbunden hatten, bemeistert sich seiner Person und führt ihn nach Salerno, wo dieser Pabst, der so viele Könige absetzte, als Gefangener und Schützling eines Edelmanns starb.

Man darf sich nicht wundern, wenn so viele Romane uns von irrenden Rittern erzählen, die durch

ihre Heldenthaten große Herren wurden, und in kaiserliche Familien kamen. Das ist gerade Robert Guiskards Schicksal, und mehrerer anderer zur Zeit der Kreuzzüge. Robert vermählte seine Tochter an den Sohn des Michael Ducas, Kaisers von Konstantinopel, Konstantin. Diese Heirath war nicht glücklich. Er mußte bald seine Tochter und seinen Eidam rächen, und beschloß den Kaiser des Morgenlandes zu entthronen, nachdem er den des Abendlandes gedemüthigt. Ein beständiger Sturm bewegte den Hof von Konstantinopel. Michael Ducas wurde von Nicephorus mit dem Beinamen Bataniates vom Thron gestürzt; und Konstantin, Roberts Eidam, entmannt; endlich stieg Alexis Komnenus, der nachher über die Kreuzzüge so zu klagen hatte, auf den Thron. (1084.) Während dieser Umwälzungen rückte schon Robert durch Dalmatien und Macedonien, und verbreitete Schrecken bis Konstantinopel. Sein Sohn, erster Ehe, Bohemund, berühmt durch die Kreuzzüge, begleitete ihn bei der Eroberung dieses Reiches. Wir sehen daraus, mit welchem Rechte Alexis Komnenus die Kreuzzüge fürchtete, da Bohemund mit dem Plan, ihn zu entthronen, begann. (1085.) Roberts Tod auf der Insel Korfu steckte seinen Unternehmungen ein Ziel. Die Fürstin Anna Komnena, Tochter des Kaisers Alexis, welche einen Theil dieser Geschichte schrieb, sieht in Robert nur einen Räuber, und ärgert sich über die Kühnheit, seine Tochter dem Sohn eines Kaisers zu vermählen. Sie hätte bedenken sollen, daß die Geschichte des Reichs Beispiele von größeren Glücksfällen darbietet, und daß Alles in der Welt der Gewalt und Macht weicht.

Ein und vierzigstes Kapitel.

Sicilien und das Gesandtschaftsrecht auf dieser Insel.

Der Gedanke, das Reich von Konstantinopel zu erobern, erlosch mit Roberts Leben; aber seine Familie befestigte sich immer mehr in Italien. Sein Bruder, der Graf Roger, blieb Herr von Sicilien, Herzog Roger, sein Sohn, fast von allen Ländern, die heut zu Tag das Königreich Neapel bilden; sein anderer Sohn Bohemund zog nachher aus, um Antiochien zu erobern, da er sich vergeblich bemüht hatte, die Staaten seines Bruders Roger zu theilen. Warum nahm Graf Roger, Herr von Sicilien und sein Neffe Roger, Herzog von Apulien, nicht gleich damals den Königstitel an? Es gehört zu Allem Zeit. Der erste Eroberer, Robert Guiskard, wurde als Herzog vom Pabst Nicolaus II. und Roger, sein Bruder, von Robert Guiskard als Graf von Sicilien belehnt. Alle diese Ceremonien gaben nur Namen, ohne die Gewalt zu vermehren. Allein dieser Graf von Sicilien hatte ein Recht, das er sich immer bewahrte, und kein König in Europa hatte; er wurde ein zweiter Pabst auf seiner Insel.

Die Päbste hatten sich das Recht zugeeignet, in der ganzen Christenheit Gesandte umherzuschicken, die man a latere nannte. Diese übten über alle Kirchen Gerichtsbarkeit aus, sammelten den Zehnten ein, vergaben Pfründen, übten und vergrößerten die päbstliche Gewalt, so sehr es die Verhältnisse und die Rechte der Könige gestatteten. Das Zeitliche, fast immer mit dem Geistigen gemischt, war ihnen untergeordnet; sie zogen bürgerliche Angelegenheiten vor ihren Richterstuhl;

alles Weltliche, das mit dem Heiligen nur in geringer Beziehung stand, Heirathen, Testamente, eidliche Zusagen, gehörten unter ihre Gerichtsbarkeit. Es waren die Proconsuln, die der kirchliche Kaiser der Christen in das ganze Abendland aussandte. Dadurch blieb das immer schwache, immer gesetzlose, mehrmals den Deutschen unterworfene, allen Plagen preis gegebene Rom, Herr über die Völker. Darum ist die Geschichte jedes Volkes immer die Geschichte Roms.

Urban II. schickte einen Gesandten nach Sicilien, sobald der Graf Roger den Muselmännern und Griechen diese Insel entrissen hatte, und eine lateinische Kirche dort gegründet war. Unter allen Ländern schien dieses am meisten eines Legaten zu bedürfen, um die Hierarchie bei einem Volke zu ordnen, dessen eine Hälfte muhamedanisch, und dessen andere griechisch war. Aber in diesem Lande allein wurde die Gesandtschaft auf immer geächtet. Graf Roger, der Wohlthäter der lateinischen Kirche, der er Sicilien zurückgab, konnte nicht ertragen, daß in das Land, das er erobert, ein König unter dem Titel Gesandter geschickt würde. Pabst Urban, einzig mit den Kreuzzügen beschäftigt, und entschlossen, eine für die große Unternehmung so nöthige Heldenfamilie zu schonen, ertheilte im letzten Jahre seines Lebens (1098) dem Grafen Roger eine Bulle, in der er seinen Gesandten zurückrief, und Roger und seine Nachfolger zu gebornen Gesandten des römischen Stuhls in Sicilien ernannte, indem er ihnen alle Rechte und alle Gewalt dieser Würde, die geistlich und zeitlich zugleich war, einräumte. Dieses Recht nennt man die Monarchie Siciliens, das ist ein Recht, das mit der Monarchie verknüpft ist, welches nachher die Päbste vernichten wollten, aber die sicilischen Könige behaupteten. Ist dieses Vorrecht mit der christlichen Hierarchie unverträglich, so ist es einleuchtend,

daß Urban es nicht geben konnte; ist es ein Gegenstand der Zucht, welche die Religion nicht mißbilligt, so ist eben so einleuchtend, daß jedes Reich das Recht hat, sich dasselbe zuzueignen. Im Grunde ist dieses Vorrecht kein anderes, als das Recht Konstantins und aller Kaiser, die Ordnung ihrer Staaten zu leiten; indeß im ganzen katholischen Europa wußte nur ein normännischer Edler vor den Thoren Roms dieses Vorrecht sich zu geben.

(1130.) Der Sohn des Grafen Roger überkam das ganze Erbe des normännischen Hauses; er ließ sich zum König von Sicilien und Apulien krönen und salben. Neapel, damals eine kleine Stadt, gehörte noch nicht ihm und konnte dem Reiche den Namen nicht geben. Es hatte sich, als Freistaat beständig unter einem Herzog erhalten, der bei den Kaisern von Konstantinopel zu Lehen ging, und war bis dahin dem Ehrgeiz der erobernden Familie durch Geschenke entgangen.

Roger, der erste König, leistete dem heiligen Stuhle die Lehnspflicht. Damals gab es zwei Päbste, der eine, der Sohn eines Juden, Namens Leo, hieß Anaklet, und wurde von dem heiligen Bernhard das Judenkind genannt, der andere Innocenz II. König Roger erkannte Anaklet an, weil König Lothar Innocenz anerkannte. Diesem Anaklet leistete er die eitle Lehnspflicht.

Der Kaiser konnte die normännischen Eroberer nur als Machträuber ansehen; so schrieb der heilige Bernhard, der in alle Angelegenheiten der Päbste und Könige sich mischte, gegen Roger, wie gegen den Judensohn, der sich durch Geld zum Pabst hatte wählen lassen. Der eine, sagt er, hat den Stuhl des heiligen Petrus geraubt, der andere Sicilien; der Kaiser muß sie züchtigen.

König Roger unterstützte Anaklet, der beständig in

Rom anerkannt wurde. Lothar ergriff diese Gelegenheit, um den Normännern ihre Eroberungen zu entreißen; er zieht gegen Apulien mit Pabst Innocenz II. Es scheint, daß die Normänner mit Recht die Abhängigkeit von den Kaisern zurückwiesen und zwischen das Reich und Neapel eine Scheidewand setzen wollten; Roger, kaum König, war auf dem Punkt, Alles zu verlieren. Er belagerte Neapel, als der Kaiser gegen ihn vorrückte: er verliert Schlachten; er verliert fast alle seine Provinzen auf dem Festlande; Innocenz II. thut ihn in Bann und verfolgt ihn. Der heilige Bernhard hielt mit dem Kaiser und Pabst: vergeblich wollte er einen Vergleich zu Stande bringen. Besiegt flieht Roger nach Sicilien. Der Kaiser stirbt. Alles ändert sich. König Roger und sein Sohn erobern ihre Länder wieder. Innocenz, endlich in Rom anerkannt, verbindet sich mit den Fürsten, denen Lothar diese Provinzen gegeben, und zieht, wie Leo IX. an der Spitze eines Heeres gegen den König. Er wird besiegt, und wie dieser gefangen. (1139.) Was kann er nun machen? er verfährt wie seine Vorgänger; er gewährt Verzeihung und Belohnungen, und erwählt aus dem nämlichen normännischen Haus, gegen das er den Kaiser zu Hülfe gerufen, Beschützer gegen den Kaiser. Bald darauf unterjocht der Kaiser Neapel, und das Wenige, das von Gaeta bis Brundisi noch übrig war, um sein Königreich abzurunden. Die Monarchie gestaltete sich so, wie sie heut zu Tag ist. Neapel wird die ruhige Hauptstadt des Reichs, und die Künste fangen wieder an, in diesen schönen Ländern etwas aufzublühen.

Nachdem wir gesehen, wie Edelleute aus Coutance das Königreich Neapel und Sicilien gründeten, sehen wir, wie ein Herzog der Normandie, Pair von Frankreich, England eroberte. Etwas überraschendes sind

alle die Einfälle, alle die Wanderungen, die seit dem Ende des vierten Jahrhunderts bis zum Anfang des vierzehnten fortdauerten, und mit den Kreuzzügen sich schlossen. Alle Völker Europas wurden unter einander gemischt, und fast jedes hatte seine Räuber.

Zwei und vierzigstes Kapitel.

Eroberung Englands durch Wilhelm, Herzog der Normandie.

Während die Söhne Tancreds von Hauteville in der Ferne Königreiche stifteten, eroberten die Herzoge ihres Volks eines, das bedeutender als beide Sicilien wurde. Das brittische Volk hatte trotz seines Stolzes immer das Schicksal, von Fremdlingen regiert zu werden. Nach Alfreds Tod im Jahr 900 fiel England in Verwirrung und Barbarei zurück. Die alten Angelsachsen, seine ersten Sieger, und die Dänen, seine neuen Räuber, machten sich immer den Besitz streitig, und neue dänische Seeräuber kamen häufig wieder, um die Beute zu theilen. Die Seeräuber wurden so furchtbar, und die Engländer so schwach, daß sie sich nur mit 48000 Pfund Sterling loskaufen konnten. Um diese Summe zu erheben, wurde eine Schatzung auf gelegt, die lange Zeit in England dauerte, wie die meisten Steuern forterhoben werden, auch wenn man sie nicht mehr braucht. Diese erniedrigende Abgabe wurde das Dänengeld, Danngeld genannt.

Kanut, König von Dänemark, den man den Großen nannte, der indeß nichts verrichtete, als große Grausamkeiten, vereinigte Dänemark und England unter

seinem Scepter. Die gebornen Engländer wurden damals wie Sklaven behandelt. Die Geschichtschreiber dieser Zeit melden, daß ein Engländer, wenn er einem Dänen begegnete, anhalten mußte, bis der Däne vorüber war.

(1041.) Als Kanuts Geschlecht erlosch, und die Stände des Reichs ihre Freiheit wieder erhielten, übertrugen sie Eduard dem Heiligen oder dem Bekenner, einem Sprößlinge der alten Angelsachsen, die Krone. Der größte Fehler, oder das größte Unglück dieses Königs war, daß er von seiner Gattin Editha, der Tochter des mächtigsten Herrn im Königreich, keine Kinder erhielt. Er haßte seine Frau, wie seine Mutter aus Staatsrücksichten, und entfernte beide. Die Unfruchtbarkeit seiner Ehe half ihm zur Heiligsprechung. Man behauptete, er habe das Gelübde der Keuschheit abgelegt; ein unbesonnenes Gelübde bei einem Ehemann, und ungereimt bei einem König, der Erben nöthig hatte. Ist dieß Gelübde wirklich geschehen, so bereitete es England neue Fesseln.

Uebrigens melden die Mönche, dieser Eduard sey der erste König Europas gewesen, der die Gabe hatte Kröpfe zu heilen. Er hatte schon sieben oder acht Blinden das Gesicht wieder gegeben, als eine arme Frau, die von feuchter Kälte angegriffen war, vor ihm erschien: er heilte sie unkeusch, indem er sich bekreuzte, und sie aus einer Unfruchtbaren, was sie vorher war, fruchtbar machte. Die Könige von England eigneten sich nachher das Vorrecht zu, nicht blos die Blinden zu heilen, sondern die Kröpfe zu betasten, die sie nicht geheilt hatten.

Der heilige Ludwig in Frankreich, als Oberlehensherr der Könige in England, betastete die Kröpfe, und seine Nachfolger genossen das nämliche Vorrecht. Wilhelm III. benutzte es nicht, und die Zeit wird kommen,

daß die Vernunft, die in Frankreich einige Fortschritte zu machen beginnt, diese Gewohnheit aufheben wird.

Man bemerkt immer, daß die Gebräuche und Sitten jener Zeiten vollkommen sich von den unsrigen unterscheiden. Wilhelm, Herzog der Normandie, der England eroberte, hatte auf dieses Reich kein Recht, nicht einmal auf die Normandie, wenn nämlich die Geburt Rechte ertheilt. Sein Vater, der Herzog Robert, der sich nie verehlichte, zeugte ihn mit der Tochter eines Rauchhändlers von Falaise, welche die Geschichte S. Harlot nennt, ein Ausdruck, der noch heut zu Tag im Englischen eine Beischläferin, oder ein öffentliches Weibsbild bezeichnet. Die Sitte, Beischläferinnen zu halten, die im ganzen Orient und im Gesetz der Juden gestattet ist, war es nicht im neuen Gesetz; sie wurde durch die Gewohnheit gültig. Man schämte sich so wenig, aus einer solchen Verbindung entsprossen zu seyn, daß sich Wilhelm oft Wilhelm der Bastard unterzeichnete. Noch ist ein Brief von ihm an den Grafen Alain in Bretagne vorhanden, in dem er sich so unterschreibt. Die Bastarde erbten häufig; denn in allen Ländern, wo keine feste, öffentliche und anerkannte Gesetze herrschen, ist natürlich der Wille eines mächtigen Fürsten das einzige Gesetzbuch. Wilhelm wurde von seinem Vater und den Ständen für den Erben des Herzogthums erklärt, und er behauptete sich in der Folge durch seine Gewandtheit und Tapferkeit gegen alle, die ihm sein Eigenthum streitig machten. Er herrschte ruhig in der Normandie, und Bretagne ging bei ihm zu Lehen. Als Eduard der Bekenner starb, sprach er das Königreich England an. Das Recht der Nachfolge scheint damals noch in keinem Staate eingeführt gewesen zu seyn. Deutschland war ein Wahlreich, Spanien unter Christen und Muselmänner getheilt; die Lombardei wechselte täglich ihren Herrn: das karo=

lingische Geschlecht zeigte durch seine Entthronung, wie viel Gewalt gegen das Recht des Bluts vermag; Eduard der Bekenner hatte den Thron nicht als Erbe bestiegen; Harald, Eduards Nachfolger, war nicht aus seinem Geschlecht; aber er hatte das unbestreitbarste aller Rechte, die Stimme des ganzen Volkes: Wilhelm der Bastard hat weder das Recht der Wahl, noch das der Erbschaft, ja sogar keinen Anhang in England. Er behauptete, auf einer Reise, die er früher auf dieser Insel gemacht, habe der König Eduard zu seinen Gunsten ein Testament verfaßt, das niemand gesehen; er sagte weiter, er habe Harald früher aus dem Kerker befreit, und Harald ihm seine Rechte auf England abgetreten; er unterstützte seine schwachen Gründe mit einem starken Heer.

Als Stände versammelt, verweigerten die Freiherren der Normandie ihrem Herzog das Geld für diese Heerfahrt, weil, wenn sie gelänge, die Normandie verarmen würde, und ein glücklicher Erfolg sie zur englischen Provinz machte; mehrere Normänner jedoch wagten ihr Glück mit ihrem Herzog. Ein einziger Herr, Fiz=Othbern, rüstete vierzig Schiffe auf seine Kosten aus. Der Graf von Flandern, Herzog Wilhelms Schwiegervater, unterstützte ihn mit einigem Geld. Der Pabst Alexander II. ging in seine Plane ein; er schleuderte gegen Alle den Bannstrahl, die sich ihm widersetzten. Das war mit der Religion gespottet; allein die Völker waren an dergleichen Entweihungen gewöhnt, und die Fürsten zogen daraus Vortheil. Wilhelm segelte mit einer zahlreichen Flotte den 14ten Oktober 1066 von St. Valeri ab; man weiß nicht, wie viel er Fahrzeuge und Soldaten hatte. Er landete an den Küsten von Sussex, und bald wurde in dieser Landschaft die berühmte Schlacht von Hastings geschlagen, die allein Englands Schicksal entschied. Die

alten Chroniken berichten, ein Stallmeister, Namens Taillefer, der in den ersten Reihen des normännischen Heers auf einem gewappneten Pferde ritt, habe Rolands Lied gesungen, das so lange im Munde der Franzosen war, ohne daß nur das geringste Bruchstück übrig geblieben wäre. Nachdem er das Lied angestimmt, das die Soldaten wiederholten, stürzte Taillefer zuerst unter die Engländer, und ward getödtet. Der König Harald und der Herzog der Normandie stiegen ab, und stritten zu Fuß: die Schlacht dauerte sechs Stunden. Die Reiterei, die sonst die Stärke der Heere bildete, wurde, wie es scheint, an diesem Tage nicht angewendet. Beiderseits bestanden die Truppen aus Fußvolk. Harald und seine Brüder wurden getödtet. Der Sieger näherte sich London, voran ein geweihtes Panier, das ihm der Pabst geschickt hatte. Dieses Panier war die Fahne, bei deren Anblick sich alle Bischöfe zu ihm schlugen. Sie überreichten mit dem Rathe ihm die Krone, die man dem Sieger nicht verweigern konnte. Einige Geschichtschreiber nennen diese Krönung eine freie Wahl, eine Handlung der Gewalt des englischen Parlaments. Das ist gerade die Gewalt der Kriegssklaven, die ihren Herren das Recht zu geißeln geben.

Wilhelm, der von dem Pabst für diese Heerfahrt ein Panier erhalten hatte, schickte ihm als Gegengeschenk die Fahne des in der Schlacht getödteten Königs Harald, und einen kleinen Theil des kleinen Schatzes, den damals ein englischer König haben konnte. Das war für den Pabst Alexander II. ein bedeutendes Geschenk, da er noch mit Honorius II. um seinen Stuhl stritt, und am Ende eines langen bürgerlichen Kriegs zu Rom in Dürftigkeit sank. So theilt ein Barbar, der Sohn einer Buhlerin, der Mörder eines gesetzlichen Königs die Beute dieses Königs mit einem andern Barbaren; denn man nehme die Namen, Herzog der Normandie,

König von England, Pabst weg, so ist das Ganze das Werk eines normännischen Räubers und eines longobardischen Hehlers; und im Grunde läßt sich darauf jede Machträuberei zurück führen.

Wilhelm verstand sich so gut auf die Regierung, als aufs Erobern. Die Erstickung mehrerer Meutereien, siegreicher Kampf gegen dänische Einfälle, strenge Vollziehung scharfer Gesetze zeichnen seine Regierung aus. Alte Britten, Dänen, Angelsachsen, alle wurden in der nämlichen Sklaverei gemischt. Die Normänner, welche an seinem Siege Theil genommen, theilten auch durch seine Freigebigkeit die Ländereien der Besiegten. Daher alle jene normännischen Familien, von denen es noch in England Sprößlinge giebt, wenigstens Namen. Er ließ den Besitz seiner Unterthanen, er mochte beschaffen seyn, wie er wollte, aufs genauste berechnen. Man will behaupten, er habe dieß benutzt, um sich eine Einnahme von viermal hundert tausend Pfund Sterling zu sichern. Es ist klar, daß dieß ein Irrthum der Geschichtschreiber ist. Der heutige englische Staat, der Schottland und Irland begreift, hat keine größern Einkünfte, wenn man das abzieht, was man für die alten Schulden der Regierung bezahlt. Das ist gewiß, daß Wilhelm alle Gesetze des Landes aufhob, um die Normännischen einzuführen. Er befahl, Rechtsstreitigkeiten in normännischer Sprache zu führen, und alle Urkunden von ihm bis Eduard III. wurden in dieser Sprache ausgefertigt. Schulen für die normännische Sprache wurden in allen Städten und Dörfern eingerichtet. Sie war eine Mischung des Französischen mit etwas Dänischem: eine barbarische Mundart, die vor der englischen nichts voraus hatte. Man behauptet, er habe das besiegte Volk nicht nur hart behandelt, sondern sey auch Launen der Herrscherwillkühr nachgehangen. Man

führt als Beispiel das Feuergesetz an, das alle Abend um acht Uhr beim Glockenschlag in jedem Haus das Feuer zu löschen gebot. Aber dieses Gesetz, statt tyrannisch zu seyn, ist eine alte Verordnung, die fast in allen Städten des Nordens gilt; sie hat sich lange in den Klöstern erhalten. Die Häuser wurden aus Holz gebaut, und die Sorge gegen Feuersgefahr war der Hauptgegenstand der allgemeinen Sicherheitsanstalten.

Man wirft ihm noch vor, er habe alle Dörfer zerstört, die sich in einem Umkreis von funfzehn Meilen befanden, um einen Forst anzulegen, indem er das Vergnügen der Jagd genießen könnte. Dieß ist gar zu unsinnig, um wahrscheinlich zu seyn. Die Geschichtschreiber beachten nicht, daß wenigstens zwanzig Jahre nöthig sind, wenn eine neue Anlage von Bäumen zu einem jagdbaren Gehölze werden soll. Man läßt ihn ums Jahr 1080 diesen Wald aussäen; er war damals 65 Jahre alt. Ist es nun wahrscheinlich, daß ein vernünftiger Mensch in diesem Alter Dör er niederreißen ließ, um funfzehn Stunden Holz zu säen, in der Hoffnung, hier einst jagen zu können?

Der Eroberer Englands war der Schrecken Philipps I., Königs von Frankreich, der zu spät einen so mächtigen Vasallen demüthigen wollte und sich auf Maine stürzte, das damals von der Normandie abhängig war. Wilhelm segelte zurück, nahm Maine wieder weg, und zwang den König von Frankreich, um Frieden zu bitten.

Die Anmaßungen des Römischen Hofes thaten sich nie auffallender hervor, als bei diesem Fürsten. Gregor VII. ergriff die Zeit, als er Frankreich bekriegte, um zu verlangen, daß er England von ihm zu Lehn nehme. Diese Lehnsverbindung gründete sich auf den alten St. Peterspfennig, den England der Römischen Kirche

bezahlte: er belief sich ungefähr auf vier Kreuzer für jedes Haus; ein Opfer, das man in England für ein starkes Almosen, in Rom, für einen Tribut ansah. Wilhelm der Eroberer ließ dem Pabst sagen, er könne das Almosen wohl einsammeln, aber statt zu Lehen zu gehen, verbot er in England, irgend einen als Pabst anzusehen, den er nicht bestätige. Gregors Vorschlag wurde lächerlich, weil er zu kühn war. Der nämliche Pabst warf Europa unter einander, um den Priester über den Kaiser zu stellen; allein ehe wir von diesem merkwürdigen Kampfe und den Kreuzzügen, die in diesen Zeiten begannen, sprechen, müssen wir einen eiligen Blick auf die Lage der andern Länder Europas werfen.

Drei und vierzigstes Kapitel.

Europas Lage im zehnten und eilften Jahrhundert.

Moskovien lernte gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts allmählig das Christenthum kennen. Die Weiber waren dazu ersehen, den Glauben der Reiche zu verwandeln. Eine Schwester der Kaisers Basilius und Konstantin an Walodimer, einen mächtigen Russischen Herzog oder Knes vermählt, vermochte ihren Gatten, sich taufen zu lassen. Erst mit der Zeit folgten die Moskowiter, wenn schon Sklaven, dem Beispiel ihres Herrn und nahmen endlich in diesen Jahrhunderten der Unwissenheit nur den Aberglauben von dem griechischen Gottesdienste an.

Uebrigens nannten sich die Moskowitischen Herrscher noch nicht Zaare; sie nahmen den Titel erst, als sie Herren der Länder gegen Kasan hin, das Zaaren gehörte, geworden waren. Es ist ein slavonischer dem persischen nachgebildeter Ausdruck; in der slavonischen Bibel heißt der König David Zaar David.

Ungefähr zur nämlichen Zeit gewann auch Polen eine Frau für das Christenthum. Herzog Micislaus von Polen wurde durch seine Gemahlin, die Schwester des Herzogs von Böhmen, bekehrt. Ich habe schon bemerkt, daß die Bulgaren auf die nämliche Art den Glauben erhielten. Gisella, Tochter des Kaisers Heinrich II., machte schon im ersten Jahr des elften Jahrhunderts ihren Gemahl, den König von Ungarn, zum Christen: folglich ist es sehr wahr, daß das halbe Europa den Weibern sein Christenthum verdankt.

Schweden, dem es schon vom neunten Jahrhundert an gepredigt wurde, war wieder zum Götzendienst zurückgekehrt. Böhmen, und Alles, was nördlich von der Elbe liegt, entsagte dem Christenthum. (1013.) Alle Küsten des Baltischen Meeres gegen Morgen hin waren heidnisch. Die Ungarn kehrten im Jahr 1047 zum Heidenthum zurück. Allein alle diese Völker waren noch weiter von der Bildung, als dem Christenthum entfernt.

Schweden, wahrscheinlich seit langen Zeiten durch die alten Wanderungen entvölkert, die Europa überschwemmten, schien im achten, neunten und eilften Jahrhundert wie begraben in seine Barbarei, ohne Krieg und ohne Handel mit seinen Nachbarn; es hatte keinen Antheil an einer großen Begebenheit, und wurde wahrscheinlich dadurch nur glücklicher.

Polen, mehr barbarisch als christlich, bewahrte bis zum dreizehnten Jahrhundert alle Gebräuche der alten Sarmaten; sie tödteten unvollkommen geborene

Kinder und altersschwache Greise. In diesen Zeiten der Unwissenheit ging Albert der Große nach Polen, um diese schauderhaften Sitten zu entwurzeln, die bis in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts dauerten, und nur mit der Zeit ausgerottet werden konnten. Der ganze übrige Norden lebte in einem wilden Zustande, dem Naturzustande des Menschen, wenn ihn nicht Kunst umgestaltet.

Das Reich von Konstantinopel ist so klein und so groß, als im neunten Jahrhundert. Es vertheidigte sich gegen Abend wider die Bulgaren, gegen Morgen, Mitternacht und Mittag wider die Türken und Araber.

Man hat im Allgemeinen gesehen, was Italien war; einzelne Herren theilten das ganze Land von Rom bis ans kalabrische Meer. Davon besaßen den größten Theil die Normänner. Florenz, Mailand, Pavia wurden von ihren Obrigkeiten unter Grafen oder Herzogen, welche der Kaiser ernannte, regiert. Bologna war freier.

Das Haus Maurienne, aus dem die Herzoge von Savoyen und die Könige von Sardinien stammen, begann sich festzusetzen (888). Es besaß die Grafschaft Savoyen und Maurienne erblich als Reichslehen, seitdem Humbert, ein Sprößling dieses Hauses, dieses kleine Stück des Königreichs Burgund erhalten hatte. Es gab hundert Herren in Frankreich, die weit mächtiger waren, als die Grafen von Savoyen, aber alle wurden zuletzt unter der Gewalt des herrschenden Herrn erdrückt; alle wichen der Reihe nach den neuen Häusern, die durch die Gunst der Könige erhoben wurden. Keine Spur von ihrer alten Größe übrigt mehr. Das Haus Maurienne in seinen Gebirgen verborgen vergrößerte sich von Jahrhundert zu Jahrhundert, und wurde den ersten Herrschern gleich.

Die Schweizer und Graubünder, die einen viermal

mächtigeren Staat bildeten als Savoyen, der, wie dieses, ein Stück von Burgund war, gehorchten den Beamten, welche die Kaiser schickten.

Zwei italienische Seestädte fingen an sich zu erheben, nicht durch jene plötzlichen Einfälle, welche das Recht fast aller Fürsten, die an unsern Augen vorübergegangen sind, gründeten, sondern durch eine weise Gewerbsamkeit, welche auch bald in Eroberungssucht ausartete. Diese beiden Städte waren Genua und Venedig. Genua, berühmt zur Römerzeit, betrachtete Karl den Großen als seinen Wiederhersteller. Er hatte es einige Zeit nachher wieder aufgebaut, nachdem die Gothen es zerstört hatten. Unter Karl dem Großen und seinen ersten Nachkömmlingen wurde es von Grafen regiert, im zehnten Jahrhundert plünderten es die Muselmänner, und schleppten fast alle Bürger in Sklaverei. Allein, da es ein Handelshafen war, wurde es bald wieder bevölkert. Brachte der Handel die Stadt zur Blüthe, so half er sie auch wieder herstellen: sie wurde nun ein Freistaat, und entriß die Insel Korsika den Arabern, die sich derselben bemeistert hatten. Die Päbste foderten Tribut für diese Insel, nicht blos weil sie früher daselbst Erbgüter hatten, sondern weil sie die Oberlehnsherrschaft über alle den Ungläubigen entrissene Königreiche ansprachen. Die Genueser bezahlten im Anfang des elften Jahrhunderts diesen Tribut, machten sich aber in der Folge unter Pabst Lucius II. davon los. Endlich wuchs ihr Ehrgeiz mit ihren Reichthümern, und die Kaufleute wollten Eroberer werden.

Die Stadt Venedig, lange nicht so alt als Genua, strebte nach der luftigen Ehre einer älteren Freiheit, und genoß den festen Ruhm einer überwiegenden Macht. Anfangs war es nur der Aufenthaltsort von Fischern und einigen Flüchtlingen, welche sich im Anfang des fünften Jahrhunderts dahin zurückzogen, als die Hun-

BIBLIOTHECA CIVITATIS

nen und Gothen Italien verheerten. Statt einer Stadt sah man Hütten auf dem Rialto. Der Name Venedig war noch nicht bekannt. Rialto war keineswegs frei, sondern dreißig Jahre gehörte der nämliche Flecken Padua, das ihn durch Konsuln regierte. Der Wechsel der Dinge hat Padua dem venetianischen Joch unterworfen.

Es giebt keinen Beweis, daß Venedig unter den longobardischen Königen eine anerkannte Freiheit genoß; wahrscheinlicher ists, daß seine Bewohner in ihren Morästen vergessen wurden.

Rialto und die kleinen benachbarten Inseln erhielten erst im Jahr 709 ihre eigenen Obrigkeiten. Sie wurden damals von Padua unabhängig und betrachteten sich als einen Freistaat.

Im Jahre 709 bekamen sie ihren ersten Dogen, der Volkstribun war, und von den Dörfern gewählt wurde. Mehrere Familien, die diesem ersten Doge ihre Stimmen gaben, bestehen noch. Sie sind ohne Ausnahme die ältesten Adelichen in Europa, und beweisen, daß der Adel anders, als durch Besitz eines Schlosses, oder Kauf eines Adelbriefes von einem Herrscher erworben werden kann.

Herakläa war zuerst der Sitz dieses Freistaates bis zum Tode seines dritten Dogen. Erst gegen das Ende des neunten Jahrhunderts zogen sich diese Insulaner in ihre Lagunen weiter zurück, und gaben der Inselngruppe, die eine Stadt bildete, den Namen Venedig, nach der Küste, die man terrae Venetarum nannte. Die Bewohner dieser Moräste konnten nur vom Handel leben. Die Noth war der Ursprung ihrer Macht. Es ist noch nicht völlig entschieden, ob dieser Staat damals unabhängig war. (950.) Man weiß, daß Berengar, der einige Zeit in Italien als Kaiser anerkannt wurde, dem Doge das Recht verlieh, Geld zu

schlagen. Die Dogen waren sogar verpflichtet, den Kaisern alle Jahre einen goldgestickten Mantel zu schicken. Otto III. erließ ihnen im Jahr 998 den kleinen Tribut. Aber diese geringfügigen Zeichen der Vasallenschaft benahmen der wahrhaften Macht Venedigs nichts; denn, während die Venetianer den Kaisern einen Mantel aus Goldstoff bezahlten, erwarben sie durch ihr Gold und ihre Waffen die ganze Provinz Istrien und fast alle Küsten Dalmatiens, Spalatros, Ragusas und Narenzas. Ihr Doge nahm gegen die Mitte des elften Jahrhunderts den Titel eines Herzogs von Dalmatien an; aber diese Eroberungen bereicherten Venedig weniger, als sein Handel, in dem es sogar die Genueser übertraf; denn, während die Freiherrn Deutschlands und Frankreichs Thürme bauten und Völker unterdrückten, lockte Venedig ihr Geld heraus, indem es ihnen alle Waaren des Morgenlandes bot. Das Mittelmeer war schon mit seinen Fahrzeugen bedeckt; es bereicherte sich durch die Unwissenheit und Barbarei der mitternächtlichen Völker Europas.

Vier und vierzigstes Kapitel.

Spanien und die Muhamedaner dieses Reichs, im Anfang des zwölften Jahrhunderts.

Spanien war immer unter die Muhamedaner und Christen getheilt, aber die Christen hatten nur den vierten Theil und ihr Winkel war gerade der unfruchtbarste. Asturien, dessen Fürsten den Titel eines Königs

von Leon annahmen, ein Theil von Altkastilien, unter Grafen, Barcelona, und die Hälfte von Katalonien gleichfalls unter Grafen, Navarra, das einen König hatte, ein Theil von Arragonien, das eine Zeit lang mit Navarra verbunden war, bildeten die christlichen Staaten. Die Mauren besaßen Portugal, Murcia, Andalusien, Valencia, Granada, Tortosa, und dehnten sich über die Gebirge Kastiliens und Sarragossas mitten ins flache Land. Der Sitz der muhamedanischen Könige war immer Cordova. Sie erbauten hier die große Moschee, deren Gewölbe auf dreihundert fünf und sechszig Säulen von trefflichem Marmor ruhte. Noch wird sie von den Christen Mosquita, Moschee genannt, ungeachtet eine Domkirche daraus geworden.

Hier blühten die Künste: ausgesuchte Lustbarkeiten, Pracht, Feinheit herrschten am Hof der maurischen Könige. Die Turniere, die Schrankengefechte sind vielleicht eine Erfindung der Araber. Sie hatten Schauspiele, Schaubühnen, die, so roh sie auch waren, wenigstens bewiesen, daß die andern Völker minder gebildet waren als die Muhamedaner. Cordova war das einzige Land im Occident, wo Meßkunst, Sternkunde, Chemie und Arzneikunde gepflegt wurden. (956.) Sancho der Große, König von Leon, mußte sich zu Cordova einem berühmten arabischen Arzte übergeben, der, von dem König eingeladen, foderte, daß er zu ihm käme.

Cordova ist ein reizvolles Land, vom Guadalquivir bewässert, wo Wälder von Citronen-, Pomeranzen- und Granatbäumen die Luft durchwürzen, wo Alles zur Wollust einladet. Ueppigkeit und Lust verdarb endlich die muselmännischen Herrscher. Im zehnten Jahrhundert wurde ihr Gebiet, wie das der meisten christlichen Fürsten, in kleine Staaten getheilt. Toledo, Murcia, Valencia, Huesca sogar, erhielten eigene Kö-

nige. Das war die Zeit, die zertheilte Macht zu erdrücken; aber die spanischen Christen waren noch viel getheilter. Sie bekriegten sich unaufhörlich, schlossen Bündnisse, um sich zu verrathen, und wurden häufig Genossen der Muselmänner. Alfons V., König von Leon, gab sogar seine Schwester Theresia dem Sultan Abdala, Könige von Toledo, zur Gattin. (1000.)

Eifersucht bringt bei kleinen Fürsten größere Verbrechen hervor, als bei großen Herrschern. Der Krieg allein kann über das Schicksal gewaltiger Staaten entscheiden; allein Ueberfälle, Treulosigkeiten, Meuchelmord, Vergiftungen sind bei nachbarlichen Nebenbuhlern viel gemeiner, da sie voll Ehrgeiz und arm an Hülfsquellen zu allem greifen, was die Macht ergänzen kann. So vergiftete Sancho Garzias, Graf von Kastilien, am Ende des zehnten Jahrhunderts seine Mutter, so wurde sein Sohn Don Garzias von drei Edelleuten des Landes erdolcht, eben als er sich vermählen wollte.

(1035.) Endlich vereinigte Ferdinand, Sanchos Sohn, König von Navarra und Arragonien, Altkastilien, das seine Familie nach der Ermordung Don Garzias geerbt, und das Königreich Leon, das er seinem Bruder entriß, den er in der Schlacht getödtet, unter seiner Botmäßigkeit.

Damals wurde Kastilien ein Königreich und Leon seine Provinz. Ferdinand, nicht zufrieden, Leons Krone und das Leben seinem Schwager geraubt zu haben, entriß auch Navarra seinem eigenen Bruder, den er in der Schlacht gegen ihn erdolchen ließ. An diesen Ferdinand haben die Spanier den Titel des Großen verschwendet, vermuthlich, um diesen an Machträuber zu oft ertheilten Titel zu entehren.

Sein Vater, Don Sancho, gleichfalls der Große zubenannt, weil er Nachfolger der Grafen von Kastilien war, und einen seiner Söhne an die Fürstin

der Asturier vermählte, ließ sich zum Kaiser ausrufen, und Don Ferdinand wollte auch diesen Titel annehmen. Es ist gewiß, daß einem großen Herren kein anderer Titel gegeben wird und gegeben werden kann, als der, welchen er führen will und die Sitte beilegt. Der Name Kaiser bezeichnete im Allgemeinen den Erben der Cäsaren, und den Herrn des römischen Reichs, wenigstens den, der es zu seyn behauptete. Es ist nicht wahrscheinlich, daß diese Benennung der Ehrentitel eines schlecht befestigten Fürsten werden konnte, der nur den vierten Theil von Spanien besaß.

Kaiser Heinrich III. beugte den kastilianischen Stolz, indem er von Ferdinand den Lehnseid für seine kleinen Staaten als für ein Reichslehn forderte. Es ist schwer zu sagen, welche Anmaßung die schlimmste war, die des deutschen oder spanischen Kaisers. Diese leeren Gedanken hatten keinen Erfolg, und Ferdinands Staat verblieb ein kleines freies Königreich.

Unter Ferdinands Regierung lebte Rodrigo der Cid, der wirklich Ximene heirathete, nachdem er ihren Vater erschlagen. Alle die, welche diese Geschichte nur aus der im vorigen Jahrhunderte so berühmt gewordenen Tragödie kennen, glauben gewiß, König Ferdinand habe Andalusien besessen. Cids gefeierte Heldenthaten unterstützten vorerst Don Sancho, Ferdinands ältesten Sohn, als er seinen Brüdern und Schwestern das Erbe ihres Vaters raubte. Als aber Don Sancho auf einer seiner ungerechten Heerfahrten erschlagen wurde, kehrten seine Brüder wieder in ihre Staaten zurück.

Damals gab es fast zwanzig Könige in Spanien, christliche und muselmännische, außerdem eine beträchtliche Anzahl unabhängiger, armer Herrn, die zu Pferd vollständig gewappnet, von einigen Stallmeistern begleitet, im Kriege begriffenen Fürsten oder Fürstinnen ihre Dienste anboten. Diese schon in ganz Europa ver-

breitete Sitte galt nirgends mehr, als in Spanien. Wenn ein Ritter bei Fürsten Dienste nahm, so umgürteten sie ihn mit einem Wehrgehenk, schenkten ihm ein Schwerdt und gaben ihm damit einen leichten Schlag auf die Schulter. Die christlichen Ritter vermehrten die Ceremonien beim Ritterkuß. Sie thaten Waffenwache vor einem Altar der heiligen Jungfrau; die Muselmänner begnügten sich ein Schwerdt umzuhängen. Das war der Ursprung der irrenden Ritter und so vieler Zweikämpfe. Der berühmteste war der, nach dem Tode Don Sanchos, welcher bei der Belagerung seiner Schwester Onraca in der Stadt Zamora getödtet wurde. Drei Ritter behaupteten die Unschuld der Infantin gegen Don Diego de Leon, ihren Ankläger. Sie bekämpften einander auf einem geschlossenen Felde, in Gegenwart der Richter, die beide Theile erwählten. Zwei Ritter der Infantin wurden von Diego gestürzt und getödtet; da der Dritte den Zügel verlor, und das Pferd seinen Herrn über die Schranken trug, so wurde der Kampf als unentschieden erklärt. Unter so vielen Rittern zeichnete sich der Cid am meisten gegen die Muselmänner aus. Mehrere Ritter reihten sich unter sein Panier, und alle mit ihren Stallmeistern und Knappen bildeten ein eisenbedecktes, auf den schönsten Pferden des Landes daher sich bewegendes Heer. Der Cid überwältigte mehrere kleine maurische Könige, verschanzte sich sofort in der Stadt Alkasas, und gründete eine Herrschaft.

Endlich überredete er seinen Gebieter Alfons VI., König von Altkastilien, die Stadt Toledo zu belagern, und bot ihm alle seine Ritter für diese Unternehmung an. Das Gerücht von dieser Belagerung und Cids Ruhm rief aus Italien und Frankreich viele Ritter und Fürsten. Raimond, Graf von Toulouse, und zwei Fürsten aus französischem Blut von dem burgundischen

Stamme kamen zu dieser Belagerung. Der muhamedanische König Hiaja war der Sohn eines der edelsten Fürsten, deren Namen die Geschichte aufbewahrt hat.

Sein Vater, Almaman, hatte dem nämlichen Alfons, als ihn sein Bruder Sancho verfolgte, in Toledo eine Freistätte gewährt. Lange verband sie eine seltene Freundschaft; und als er nach Sanchos Tode König und mithin furchtbar wurde, hatte ihm Almaman, statt ihn zurückzuhalten, seine Schätze geöffnet; man sagt sogar sie seyen in Thränen von einander geschieden. Mehrere muhamedanische Ritter traten aus den Mauern, um König Alfons seine Undankbarkeit gegen seinen Wohlthäter vorzuwerfen, und mehr als ein Zweikampf fiel unter den Mauern Toledos vor.

Die Belagerung dauerte ein Jahr. Endlich ergab sich Toledo, aber mit der Bedingung, daß man die Muselmänner behandle, wie sie mit den Christen verfahren, daß man ihnen ihre Religion und ihre Sitten lasse: ein Versprechen, das man Anfangs hielt, die Zeit aber brach. Ganz Neukastilien ergab sich sofort dem Cid, der in Alfons Namen davon Besitz nahm. Madrid, ein kleiner Ort, der einst die Hauptstadt Spaniens werden sollte, kam hier zum ersten Mal unter christliche Botmäßigkeit.

Mehrere Familien kamen aus Frankreich, um sich in Toledo niederzulassen. Man gab ihnen Vorrechte. Der König Alfons berief eine Versammlung von Bischöfen, die ohne das Volk, das sonst nothwendig war, einen Priester Bernhard zum Bischof von Toledo wählte. Ihm gab Pabst Urban II. auf des Königs Bitte die Primaswürde von Spanien. Die Eroberung war fast ganz für die Kirche; aber der Primas hatte die Unklugheit sie zu mißbrauchen, indem er die Bedingungen verletzte, die der König den Mauren beschworen hatte. Die große Moschee sollte den Muhamedanern

bleiben. Daraus machte der Erzbischof während des Königs Abwesenheit eine Kirche und erregte gegen sich einen Aufruhr. Erbittert über die Unbedachtsamkeit des Prälaten kehrte Alfons nach Toledo zurück. Er stillte die Meuterei, indem er die Moschee den Arabern zurückgab, und den Erzbischof mit einer Strafe bedrohte. Er wußte es einzuleiten, daß die Muselmänner selbst ihn um Gnade für den christlichen Prälaten baten; es wurde ihnen ihre Bitte gewährt, und sie gehorchten.

Alfons vermehrte noch durch eine Heirath die Staaten, die er durch Cids Schwert gewonnen hatte. Sey es Staatsklugheit oder Liebe, er vermählte sich mit Zaide, der Tochter Benhadats, des neuen maurischen Königs von Andalusien. Man meldet nicht, daß diese Gemahlin Alfons das Christenthum angenommen. Die Mauren galten noch für ein vornehmeres Volk, man fühlte sich durch eine Verbindung mit ihnen geehrt. Der Beiname Rodrigos war maurisch; und daher kommt es, daß man die Spanier Maranos nannte.

Man wirft dem König Alfons vor, er habe mit seinem Schwiegervater andere Muhamedaner aus Afrika nach Spanien gerufen. Es ist schwer zu glauben, daß er einen der Staatsklugheit so zuwiderlaufenden Fehler beging; doch Könige handeln oft gegen alle Wahrscheinlichkeit. Wie es auch seyn mag, ein maurisches Heer stürzt aus Afrika auf Spanien, und vergrößert die Verwirrung, in der es sich schon befand. Der Miramolin, der zu Marocco regierte, schickt seinen Feldherrn Abenade dem Könige von Andalusien zu Hülfe. Dieser Feldherr aber verräth nicht blos den König, zu dem er geschickt worden war, sondern auch den Miramolin, in dessen Namen er kam. Voll Erbitterung kam der Miramolin endlich selbst, um seinen treulosen Heerführer

zu bekämpfen, der die anderen Muhamedaner bekriegte, während die Christen unter sich getheilt waren.

So war Spanien durch die Muhamedaner und Christen zerfleischt, als der Cid, an der Spitze seiner Reiterei, das Königreich Valencia unterjochte. Es gab in Spanien wenige Könige, die mächtiger als er waren; allein er nahm den königlichen Titel nicht an, sey es, daß er den Namen Cid vorzog, oder machte ihn der ritterliche Geist dem König Alfons, seinem Herrn, getreu: indeß verwaltete er Valencia mit dem Glanz eines Herrschers, empfing Gesandte, und war bei allen Völkern geachtet. Unter Allen, die sich durch ihren Muth erhoben, ohne etwas an sich zu reißen, genoß keiner größere Macht und größeren Ruhm, als der Cid.

Nach seinem Tode, der im Jahre 1096 erfolgte, setzten die Könige Kastiliens und Arragoniens ihre Kämpfe gegen die Mauren beständig fort; nie war Spanien blutiger und verwüsteter: traurige Wirkung der alten Verschwörung des Erzbischofs Opas und Grafen Julian, die am Ziel von 400 Jahren, und noch lange nachher Spanien solche Wunden schlug.

So war es von der Mitte des elften Jahrhunderts bis ans Ende, wo Rodrigo sich in Europa verherrlichte; das war die glänzende Zeit des Ritterthums, aber auch die Zeit der ungestümen Kühnheit Gregors VII., der Leiden Deutschlands und Italiens, und des ersten Kreuzzugs.

Fünf und vierzigstes Kapitel.

Glaube und Aberglaube im zehnten und elften Jahrhundert.

Die Ketzereien scheinen die Frucht einiger Aufklärung und der Muße zu seyn. Man sah, daß der Zustand der Kirche im zehnten Jahrhundert keine Muße und keine Forschungen gestattete. Die ganze Welt stand unter Waffen, und man kämpfte nur um Reichthümer. Gleichwohl wurden in Frankreich einige Priester, unter andern der Beichtvater der Königin, Konstantia Stephanus, der Ketzerei angeklagt. Man nannte sie Manichäer, um ihnen einen gehässigen Namen zu geben; denn sie konnten so wenig als ihre Richter die Philosophie des Persers Manes kennen. Vermuthlich waren es Schwärmer, die nach einer übertriebenen Vollendung strebten, um über die Gemüther zu herrschen. Das ist der Charakter aller Sektenhäupter. Man bürdete ihnen abscheuliche Verbrechen und unnatürliche Gesinnungen auf, die immer denen zur Last gelegt werden, deren Grundsätze unbekannt sind. (1028.) Sie wurden gerichtlich angeklagt, daß sie den Teufeln zu Ehren Litaneien sängen, sofort die Lichter auslöschten, ohne Unterschied sich mit einander vermischten, und das erste Kind, das aus diesem blutschänderischen Umgange entsprösse, verbrennten, um die Asche zu verschlingen. Das sind ungefähr die Vorwürfe, die man den ersten Christen machte. Die Ketzer, von denen ich rede, waren besonders angeklagt, sie behaupteten, Gott sey nicht auf die Erde gekommen, er habe nicht von einer Jungfrau geboren werden können, und er sey weder gestorben, noch auferstanden. In dem Fall waren es keine Christen. Ich sehe, daß Beschuldigungen der Art sich

immer widersprechen, die sogenannten Manichäer, die nachherigen Albigenser, Waldenser, Lollardisten, die so oft unter andern Namen erschienen, waren Ueberbleibsel der ersten Christen in Gallien, die an mehreren alten Gebräuchen hingen, welche der römische Hof in der Folge umwandelte, und an schwankenden Meinungen, welche die Zeit zerstäubt. Diese ersten Christen hatten z. B. keine Bilder gekannt; die Ohrenbeichte war ihnen kein ursprüngliches Gebot. Man darf nicht glauben, daß zur Zeit Chlodwigs und von ihm die Lehre von der Verwandlung und mehrere andere auf den Alpen vollständig vorgetragen wurde. Im achten Jahrhundert nahm Klaudius, Bischof von Turin, größtentheils die Lehren an, welche heut zu Tag die Grundlage des lutherischen Glaubens bilden, mit der Behauptung, diese Lehren seyen die der Urkirche. Fast immer ist eine kleine Heerde von der großen getrennt; seit dem Anfang des elften Jahrhunderts wurde die kleine Heerde zerstreut oder erwürgt, wenn sie zu sehr hervordringen wollte.

Der König Robert und seine Gemahlin Konstantia begaben sich nach Orleans, wo einige Versammlungen der sogenannten Manichäer gehalten wurden. Die Bischöfe ließen dreizehn dieser Unglücklichen verbrennen. Der König und die Königin waren bei diesem ihrer Majestät so unwürdigen Schauspiel zugegen. Vor dieser Hinrichtung wurde keiner, der über das, was er nicht verstand, lehrte, am Leben gestraft. Es ist wahr, daß Priscillian im fünften Jahrhundert mit sieben Schülern in Trier zu Tode verurtheilt wurde; aber die Stadt Trier, die damals in Gallien lag, gehörte seit dem Fall des karolingischen Hauses nicht mehr Frankreich an. Es ist zu bemerken, daß der heilige Martinus mit den Bischöfen, welche Priscillians Blut verlangten, keine Gemeinschaft haben wollte: er sagte

laut, es sey schauderhaft, Menschen zum Tode zu verdammen, weil sie sich irren. Kein heiliger Martin stellte sich zu Roberts Zeit ein.

Einige leichte Wolken stiegen damals über das Abendmahl auf, allein sie bildeten noch keinen Sturm. Dieser Gegenstand des Streits, der nur der Gegenstand der Ehrfurcht und des Stillschweigens seyn sollte, war der glühenden Einbildungskraft der griechischen Christen entwischt. Er wurde wahrscheinlich vernachlässigt, weil sie von jener Metaphysik, welche die Lehrer hegten, seitdem sie Platos Urbilder angenommen hatten, nicht angetastet werden konnte. Sie hatten an der Erklärung der Dreieinigkeit, an der Mitselbstständigkeit des Geistes, an der Einigung beider Naturen und beider Willen, endlich an dem Abgrund der Vorherbestimmung, Stoff genug, diese Philosophie zu üben. Die Frage, ob Brod und Wein in die zweite Person der Dreieinigkeit, folglich in Gott verwandelt werden? Ob man diese zweite Person wirklich, oder nur im Glauben ißt und trinkt, diese Frage, sage ich, war anderer Art, welche der Philosophie jener Zeiten nicht untergeordnet schien. In den ersten Altern des Christenthums begnügte man sich auch, Abends das Nachtmahl zu feiern, in der Zeit aber, von der ich rede, dasselbe bei der Messe unter beiderlei Gestalt zu genießen, ohne daß die Völker einen festen bestimmten Begriff über dieses wunderbare Geheimniß hatten.

Man glaubte, wie es scheint, in vielen Kirchen und besonders in England, daß man Gott nur geistig esse und trinke. Man findet in der bodlejanischen Bücherei eine Predigt aus dem zehnten Jahrhundert, in der folgende Worte stehen: Durch die Einsegnung wird der Leib und das Blut Jesu Christi, der Wahrheit nach, nicht körperlich, sondern geistig. Der Leib, in dem Jesus Christus litt, und der Leib im Abendmahl sind

gänzlich verschieden. Der erste, aus Fleisch und Blut zusammengesetzt, war durch eine vernünftige Seele belebt, der zweite hat weder Blut, noch Knochen, noch Seele. Wir müssen also die Sache geistig verstehen. Johannes Skotus, mit dem Beinamen Erigena, weil er aus Irland war, hatte lange Zeit vorher unter Karl dem Kahlen, und sogar, wie er behauptete, auf Befehl dieses Kaisers fast die nämliche Ansicht unterstützt.

Zu Skotus Zeit hatte Ratram, ein Mönch von Korvey, und Andere über dieses Geheimniß auf eine Art geschrieben, die vermuthen ließ, daß sie nicht an die nachher sogenannte wirkliche Gegenwart glaubten; Ratram sagt nämlich in einem Brief an Karl den Kahlen ausdrücklich folgendes: Der Leib Jesu Christi wird nicht mit leiblichen Augen gesehen, empfangen, gegessen, sondern mit den Augen des gläubigen Gemüthes. Es ist einleuchtend, fügt er bei, daß in dem Brod und Wein keine Aenderung vorgeht; sie sind, was sie vorher waren. Er sagt endlich, nachdem er den heiligen Augustin angezogen: Figürlich wird das Brod Leib, und der Wein Blut genannt, weil es ein Geheimniß ist. Andere Stellen von Ratram sagen dasselbe; einige, im Gegensatz gegen die erstern, schienen der wirklichen Gegenwart günstig zu seyn; je nachdem er sich verstand, und man ihn verstand, schrieb man gegen ihn. Ein anderer Benediktiner-Mönch, Namens Paschasius Radbert, der fast zur nämlichen Zeit lehrte, galt für den ersten, der in bestimmten Ausdrücken die Lehre aussprach: das Brod sey der wahrhaftige Leib, der aus der heiligen Jungfrau gegangen, und der Wein mit Wasser das wahrhaftige Blut, das aus der Seite Jesu geflossen, wirklich und nicht figürlich. Dieser Streit rief den der Sterkoristen hervor, die einen Gegenstand des Glaubens nach den Gesetzen der Natur zu prüfen wagten, und behaupteten, man verdaue das heilige Brod

und den Wein, und sie folgen dem gewöhnlichen Schicksale der Nahrungsmittel.

Da diese Fragen lateinisch bearbeitet wurden, und die Laien, damals allein mit dem Kriege beschäftigt, wenig Theil an den Streitigkeiten der Schule nahmen, brachten sie glücklicherweise keine Unruhen hervor. Die Völker hatten nur einen unbestimmten, dunkeln Begriff von den meisten Geheimlehren, sie haben von jeher ihre Sätze, wie die Münze genommen, ohne Bild und Gewicht zu prüfen.

Endlich lehrte Berengar, Archidiakonus von Angers, gegen das Jahr 1050 in Schriften und auf der Kanzel, daß der wahrhafte Leib Christi unter dem scheinbaren Brod und Wein nicht sey, und nicht seyn könne.

Er behauptete, daß das, was die Unverdaulichkeit hervorbringe, wenn es in zu großem Maße genossen würde, nichts anderes seyn könne, als ein Nahrungsmittel; etwas, das berausche, wenn man es zu stark trinke, müsse ein wahrhaftes Naß seyn; es gebe keine Weiße ohne einen weißen Gegenstand, keine Rundung, ohne einen runden Gegenstand; es sey der Natur der Sache nach unmöglich, daß der nämliche Körper zugleich an tausend Oertern sey. Seine Behauptungen erregten um so mehr Aufsehen, da Berengar einen sehr großen Ruf hatte, und nur um so mehr Feinde. Der, welcher sich am meisten gegen ihn auszeichnete, war Lanfrank, ein Longobarde, aus Pavia gebürtig, der in Frankreich sein Glück suchte; er hielt Berengars Ruhm die Waage. Hier ein Beispiel, wie er ihn in seiner Abhandlung über den Leib des Herrn zu verwirren suchte. Man kann mit Recht sagen, daß der Leib unsers Herrn in dem Abendmahl der nämliche ist, der aus der Maria hervorgegangen, und daß er es nicht ist. Der Wirklichkeit und den Eigenschaften der wahren Natur nach ist er es, dem sichtbaren Brode und Weine nach ist er es

nicht; dem Wesen nach ist er es also, der Form nach nicht.

Diese Entscheidung schien im Allgemeinen die der Kirche zu werden: Berengar hatte als Philosoph geredet. Es handelte sich um einen Glaubenspunkt, um ein Geheimniß, das die Kirche als unbegreiflich anerkannte. Er war ein Glied der Kirche, er war von ihr bezahlt, foglich mußte er ihren Glauben haben, und seine Vernunft, wie man sagte, ihr unterwerfen. Er wurde im Jahre 1050 auf einer Kirchenversammlung zu Paris verdammt, im Jahr 1079 zu Rom wieder verdammt, und genöthigt, seinen Widerruf öffentlich auszusprechen; aber dieser erzwungene Widerruf grub nur noch tiefer als vorher, seine Gesinnungen in sein Herz. Er starb auf seinen Glauben, der indeß keine Trennung und keinen Bürgerkrieg hervorrief. Das Weltliche war allein der große Gegenstand, der den Ehrgeiz der Pfründner und Mönche beschäftigte. Die andere Quelle, die so viel Blut vergießen sollte, war noch nicht geöffnet.

Nach dem Streit und der Verurtheilung Berengars verordnete die Kirche, die Hostie aufzustellen, damit das Volk, wenn es diese anbete, an ihrer Wirklichkeit, die man bekämpfte, nicht zweifle; aber der Ausdruck Transsubstanziation wurde noch nicht an dieses Geheimniß geheftet; er wurde erst im Jahre 1215 in einer Versammlung im Lateran angenommen.

Scots, Ratrams, Berengars Meinung sank nicht ins Grab; sie pflanzte sich bei einigen Geistlichen fort; sie ging zu den Waldensern, Albigensern, Hussiten, Protestanten, wie wir sehen werden.

Man muß beobachtet haben, daß in allen Streitigkeiten, welche seit der Entstehung der Kirche die Christen gegen einander entflammten, Rom sich immer für die Meinung entschied, die den menschlichen Geist

am meisten unterdrückte, und die Bewegung der Gedanken am meisten vernichtete. Ich spreche hier nur geschichtlich, ohne die Inspiration der Kirche und ihre Untrüglichkeit zu berücksichtigen, welche die Geschichte nichts angehen. Es ist gewiß, daß dadurch, daß die Ehe zu einem Sacrament gemacht wurde, die Treue der Gattin zu einer heiligen Pflicht sich erhob, und der Ehebruch zu einem schimpflichen Verbrechen, daß der Glaube an einen im Abendmahl wirklich gegenwärtigen Gott, der in den Mund und den Magen dessen, der jenes genoß, gehe, ihn mit heiligem Schauder erfüllte. Welche Ehrfurcht mußte man vor denen gewinnen, die mit einem Wort das Brod in Gott verwandelten, und überhaupt vor dem Vorsteher einer Religion, die solche Wunder bewirkte. Wenn der gesunde Menschenverstand diese Geheimlehren bekämpfte, schwächte er den Gegenstand der Verehrung; auch die Menge der Priester, welche dieses Wunder sehr gemein machte, minderte die Ehrfurcht der Völker.

Man darf die Sitte nicht außer Acht lassen, die im elften Jahrhundert geltend zu werden begann, durch Almosen und Gebete der Lebenden die Strafen der Todten abzukaufen, ihre Seelen vom Fegfeuer zu erretten, und die Feststellung eines diesem frommen Zweck geweihten Festes.

Der Glaube an ein Fegfeuer und eine Unterwelt stammt aus dem höchsten Alterthume. Nirgends ist er so hell gezeichnet, als im sechsten Buch der Aeneide von Virgil, in der man die meisten Geheimnisse der heidnischen Religionen findet.

Diese Vorstellung wurde im Christenthum allmählig geheiligt, und man trieb sie so weit, daß man glaubte, man könne durch Gebete die Schlüsse der Vorsehung mildern, und die Begnadigung eines im andern Leben zu

Staats-
Bibliothek
Bamberg

vorübergehenden Strafen verdammten Todten von Gott erhalten.

Der Kardinal, Petrus Damianus, der nämliche, welcher erzählt, die Frau des Königs Robert habe eine Gans geboren, meldet, ein von Jerusalem zurückkehrender Pilger sey durch den Sturm auf ein Eiland geworfen worden, wo er einen ehrlichen Einsiedler fand, der ihm verkündigte, diese Insel sey von Teufeln bewohnt; seine Nachbarschaft sey mit Flammen überdeckt, in welche die Teufel die Seelen der Verstorbenen tauchen, die nämlichen Teufel lermen und plerren ohne Unterlaß gegen den heiligen Odillo, Abt von Clugny, ihren Todtfeind. Die Gebete dieses Odillo und seiner Mönche, sagten sie, entreißen uns täglich einige Seelen. Als diese Kunde zu Odillo kam, ordnete er in seinem Kloster das Todtenfest an. In diesem Feste beurkundete sich Menschlichkeit und Frömmigkeit; und dieß mochte das Mährchen des Pilgers entschuldigen. Bald nahm die Kirche diese Feierlichkeit an, und machte es zu einem eigentlichen Feste; ein großer Ablaß wurde auf Gebete für Verstorbene gesetzt. Hätte man sich darauf beschränkt, so wäre dieß eine lobenswerthe Frömmigkeit gewesen; aber bald artete er in Mißbrauch aus; man verkaufte den Ablaß theuer; vorzüglich Bettelmönche ließen sich bezahlen, um die Seelen aus dem Fegfeuer zu ziehen; man besprach nur Erscheinungen von Todten, klagenden Seelen, die um Hülfe baten, plötzlichen Todesfällen und ewigen Züchtigungen, welche die getroffen, die darum nicht nachgesucht; dieß ist einer der Gründe, der in der Folge der römischen Kirche die Hälfte Europas entriß.

Man kann wohl glauben, daß die Unwissenheit jener Jahrhunderte den Aberglauben des Volkes befestigte. Ich will einige Beispiele erzählen, welche lange die menschliche Leichtgläubigkeit beschäftigten. Man be=

hauptet, Kaiser Otho III. habe seine Gattin, Maria von Arragonien, wegen Ehebruches tödten lassen. Es ist wohl möglich, daß ein grausamer und frömmelnder Fürst, wie man Otho schildert, seine Frau, die weniger als er ausschweifte, hinrichten ließ, allein zwanzig Schriftsteller haben geschrieben, und Mainburg hat es ihnen nachgeschrieben, und Andere haben es Mainburg nachgeschrieben, daß die Kaiserin einen jungen italienischen Grafen, dem sie Liebesanträge gemacht, der sie aber aus Tugendhaftigkeit ausschlug, beim Kaiser angeklagt habe, er habe sie verführen wollen, und daß der Graf sofort mit dem Tode bestraft worden sey. Des Grafen Wittwe kam, wie man sagt, den Kopf ihres Gemahls in den Händen, um Gerechtigkeit zu fordern, und ihre Unschuld zu bezeugen. Sie verlangte zur Feuerprobe zugelassen zu werden: sie hielt, so lange man wollte, eine ganz feurige Eisenstange in ihren Händen, ohne sich zu brennen; dieses Wunder war zu einem gerichtlichen Beweise genug, die Kaiserin wurde zum Scheiterhaufen verdammt.

Mainburg hätte bedenken sollen, daß dieses Mährchen von Schriftstellern berichtet wird, die lange nach Otho schrieben, daß man nicht blos die Namen des italienischen Grafen und der Wittwe, die so gut glühende Eisenstangen in den Händen hält, nicht nennt, es ist sogar zweifelhaft, ob es je eine Maria von Arragonien, Othos Frau, gab. Endlich, wenn auch gleichzeitige Schriftsteller urkundlich von einer solchen Begebenheit Bericht erstatteten, so verdienten sie so wenig Glauben, als die Hexenmeister, die vor Gericht versicherten, daß sie dem Sabbat angewohnt. Der Vorfall mit der Eisenstange muß die Hinrichtung der vorgeblichen Kaiserin, Mariens von Arragonien, zweifelhaft machen, mag sie in noch so vielen Wörterbüchern und Geschichten, wo

auf jeder Seite Wahrheit und Dichtung gemischt ist, berichtet werden.

Das zweite Ereigniß ist von der nämlichen Gattung. Man erzählt, Heinrich II., Othos III. Nachfolger, habe die Treue seiner Frau Kunigunde dadurch geprüft, daß er sie mit nackten Füßen über neun glühende Pflugschaaren hingehen ließ. Dieser Vorfall, von dem so viele Märtyrergeschichten erzählen, verdient die nämliche Antwort, wie der mit Othos Gemahlin.

Desiderius, Abt von Monto = Kassino, und andere Schriftsteller erzählen eine fast gleiche, nur berühmtere, Geschichte. Im Jahr 1063 riefen die Mönche von Florenz, unzufrieden über ihren Bischof, in Stadt und Land: Unser Bischof ist ein Simonist und ein Bösewicht; und hatten, wie man sagt, die Kühnheit, den Beweis dieser Anklage durch die Feuerprobe zu versprechen. Man wählte also einen Tag für diese Ceremonie, und dieß war der Mittwoch der ersten Fastenwoche. Zwei Holzstöße wurden errichtet, jeder zehn Fuß lang und fünf Fuß breit, nur durch einen anderthalb Fuß breiten, mit dürrem Holz belegten Weg getrennt. Nachdem beide Scheiterhaufen angezündet, und jener Raum voll Kohlen war, geht der Mönch Peter Aldobrandin über diesen Pfad hin, mit gewichtigem gemeßnem Tritt, und geht sogar zurück, um mitten aus den Flammen seine Meßbinde, die er hatte fallen lassen, zu holen. Das sagen mehrere Geschichtschreiber, und man kann es nicht läugnen, ohne alle geschichtliche Grundlagen umzustoßen; aber gewiß ist, daß man es nicht glauben kann, ohne alle Grundlagen des Verstandes umzustoßen. Es ist sonder Zweifel wohl möglich, recht schnell zwischen zwei Holzstößen und sogar auf Kohlen hinzugehen, ohne verbrannt zu werden, allein mit gewichtigem Schritt darauf hin und her zu wandeln, gehört zu den

Wundern der goldenen Legende, die vernünftige Leute nicht mehr besprechen dürfen.

Die letzte Probe, die ich erzählen will, geschah in Spanien, nach der Eroberung von Toledo, um die Frage zu entscheiden, ob man aus dem römischen Meßbuche, oder dem sogenannten mosarabischen vorlesen sollte. Anfangs war man allgemein einverstanden, den Streit durch einen Zweikampf zu schlichten. Zwei völlig ausgerüstete Ritter schlugen sich nach allen ritterlichen Regeln. Don Rins de Martanza, der Ritter des mosarabischen Meßbuchs, hob seinen Gegner aus dem Sattel, und warf ihn sterbend nieder. Allein die Königin, die auf das römische Meßbuch große Stücke hielt, wünschte eine Feuerprobe. Alle ritterlichen Gesetze waren dagegen; indeß man warf beide Meßbücher ins Feuer, und wahrscheinlich verbrannten sie. Um kein Aergerniß zu geben, verordnete der König, einige Kirchen sollten nach dem römischen Meßbuch zu Gott beten, und die anderen das mosarabische behalten.

Das Allerheiligste der Religion wurde fast im ganzen Abendlande durch die lächerlichsten Gebräuche verunstaltet. Das Narren- und Eselsfest wurde in den meisten Kirchen gefeiert. An den Feiertagen erwählte man einen Narrenbischof, man ließ einen Esel in einem Chorhemde mit einer viereckigen Mütze in die Kirche kommen. Der Esel ward zum Andenken an den, der Jesum Christum trug, verehrt.

Tanz-Belustigungen in der Kirche, Gastereien auf dem Altare, Liederlichkeiten, ärgerliche Possenspiele waren die Ceremonien dieser Feste, die mit ihren Ausschweifungen in mehreren Sprengeln gegen sieben Jahrhunderte dauerten. Wenn man diese Gewohnheiten ansieht, sollte man glauben, das Gemälde von Negern und Hottentoten zu sehen; man muß doch gestehen, daß wir in mehreren Punkten nicht über ihnen standen.

Rom hat häufig diese barbarischen Gebräuche wie die Zweikämpfe und Proben verdammt. Der römische Gottesdienst hatte troz der Verwirrungen und Aergernisse immer mehr Anstand, mehr Würde, als die andern, und man mußte zugestehen, daß diese Kirche, wenn sie frei war und gut verwaltet wurde, Andern Vorschriften geben konnte.

Sechs und vierzigstes Kapitel.

Das Reich Italien, Kaiser Heinrich IV. und Gregor VII. Rom und das Reich im elften Jahrhundert. Schenkung der Gräfin Mathildis. Unglückliches Ende Kaisers Heinrich IV. und des Pabstes Gregor VII.

Es ist Zeit zu den Trümmern Roms und dem Schatten des cäsarischen Throns, der in Deutschland wieder erstand, zurückzukehren.

Noch wußte man nicht, wer in Rom herrschen, und was das Schicksal Italiens seyn werde. Die deutschen Kaiser glaubten, rechtmäßige Herren des ganzen Abendlandes zu seyn; aber kaum in Deutschland waren sie unbeschränkt, wo die große Lehensherrschaft der Herren und Bischöfe tiefe Wurzeln zu schlagen begann. Die normännischen Fürsten, die Eroberer Apuliens und Kalabriens, bildeten eine neue Macht. Der Vorgang der Venetianer hauchte den großen Städten Italiens Liebe zur Freiheit ein. Die Päbste waren noch nicht unbeschränkt, und wollten es werden.

Das Recht der Kaiser, die Päbste zu ernennen, fing an sich zu befestigen; aber wohl sieht man, daß bei der ersten günstigen Gelegenheit sich Alles ändern mußte. (1056). Sie kam bald durch die Minderjährigkeit Heinrichs IV., der zu seines Vaters Lebzeiten als Nachfolger anerkannt wurde.

Schon unter Heinrich III. nahm die kaiserliche Macht in Italien ab. Seine Schwester, die Gräfin oder Herzogin von Toskana, die Mutter jener wahrhaften Wohlthäterin der Päbste, die Gräfin Mathildis von Este, trug am meisten zur Aufwieglung Italiens gegen ihren Bruder bei. Sie besaß, außer der Markgrafschaft Mantua, Toskana und einen Theil der Lombardei. Als sie die Unvorsichtigkeit hatte, an den deutschen Hof zu kommen, hielt man sie lange Zeit gefangen. Ihre Tochter, die Gräfin Mathildis, war die Erbin ihres Ehrgeizes und Hasses gegen das kaiserliche Haus.

Während Heinrichs Minderjährigkeit machten Werbungen, Geld und innere Kriege mehrere Päbste. Endlich erwählte man im Jahre 1054 Alexander II., ohne den kaiserlichen Hof zu befragen. Vergeblich ernannte dieser Hof einen andern Pabst; seine Partei war in Italien nicht die stärkste. Alexander II. erhielt das Uebergewicht, und verjagte seinen Nebenbuhler aus Rom. Dieß ist der nämliche Alexander, der seinen Segen an den Bastard Wilhelm von der Normandie, den Räuber Englands, verkaufte.

Heinrich IV. volljährig geworden, erblickte sich als Kaiser in Italien und Deutschland fast ohne Gewalt. Ein Theil der weltlichen und geistlichen Fürsten seines Vaterlands verband sich gegen ihn, und in Italien konnte er, wie bekannt, nur an der Spitze eines Heeres, das ihm fehlte, herrschen. Seine Macht war unbedeutend, sein Muth größer als sein Glück.

(1073). Einige Geschichtschreiber erzählen, er habe einem gewöhnlichen Edelmann, der ihn auf dem Reichstag zu Würzburg anklagte, er sey auf die Ermordung der Herzoge von Schwaben und Kärnthen ausgegangen, den Zweikampf angetragen. Der Tag zum Streite war bestimmt; der Ankläger, nicht erscheinend, schien den Kaiser zu rechtfertigen.

Sobald die Gewalt eines Fürsten bekämpft wird, wird sein Charakter immer angefochten. Man warf ihm vor, er halte öffentlich Buhlerinnen, während die geringsten Geistlichen unbestraft hielten. Er wollte sich von seiner Gemahlin, der Tochter eines Markgrafen von Ferrara, scheiden, weil er, wie er sagte, seine Ehe niemals mit ihr habe vollziehen können. Einige jugendliche Aufwallungen erbitterten noch die Gemüther, und sein Betragen schwächte seine Macht. Damals befand sich zu Rom ein Mönch, der Kardinal geworden war, ein unruhiger, feuriger, unternehmender Geist, der für die Anfoderung der Kirche der Glut seines Eifers List beizumischen verstand. Hildebrand war der Name des kühnen, der nachher unter dem Namen Gregor VII. so berühmt wurde. Von unbekannten Aeltern zu Siena in Toskana geboren, zu Rom erzogen, unter Abt Odilo zu Clugny, als Mönch aufgenommen, hernach in Angelegenheiten seines Ordens nach Rom geschickt, war er auf Befehl der Päbste bei allen Geschäften thätig, die List und Festigkeit erfodern, um sich schon damals durch unerschrockenen Eifer auszuzeichnen. Die öffentliche Stimme bezeichnete ihn als Nachfolger Alexanders II., unter dem er das Pabstthum verwaltete. Alle Zeichnungen, schmeichelnde oder gehässige, die von den Geschichtschreibern so zahlreich über ihn entworfen wurden, vereinigt das Gemälde eines neapolitanischen Meisters, der Gregor malte, den Hirtenstab in der einen Hand, in der andern eine Geißel: er zerstampft einen Haufen

Scepter, und neben ihm liegt das Netz und die Fische des heiligen Peter.

(1073.) Gregor drang in den Pabst Alexander, einen unerhörten Schlag zu wagen, den jungen Heinrich vor das Gericht des heiligen Stuhles zu fordern. Das erste Beispiel eines solchen Unterfangens. Und in welcher Zeit wagte man es? Als Rom durch Heinrich III., den Vater Heinrichs IV., völlig gewöhnt war, auf den einfachen kaiserlichen Befehl hin seine Bischöfe zu empfangen. Gerade dieses Joch wollte Gregor abschütteln, und um zu hindern, daß die Kaiser in Rom Gesetze geben, wollte er, daß der Pabst den Kaisern gebe. Diese Kühnheit hatte keine Folge. Alexander war, wie es scheint, ein verdorbenes Kind, den Hildebrand gegen den Kaiser abordnete, bevor die Schlacht begann. Alexanders Tod folgte bald der ersten feindlichen Handlung. Hildebrand hatte so viel Gewalt, daß er sich durch das römische Volk zum Pabste wählen und einsetzen lassen konnte, ohne die Erlaubniß des Kaisers abzuwarten. Bald erhielt er gegen Angelobung der Treue diese Erlaubniß. Heinrich IV. nahm seine Entschuldigungen an; sein Kanzler in Italien bestätigte die Pabstwahl, und Heinrich, den alle seine Höflinge vor Gregor VII. warnten, sagte laut, dieser Pabst könne nicht gegen seinen Wohlthäter undankbar seyn. Aber kaum hatte sich Gregor der päbstlichen Würde versichert, verbot er bei Strafe des Banns Pfründen aus den Händen der Laien anzunehmen, und den Laien, sie zu vergeben. Er hatte den Plan, allen weltlichen Herren das Recht, geistige Aemter zu verleihen, zu entreißen. Dadurch kam die Kirche mit allen Königen in Fehde. Zur nämlichen Zeit brach seine ungestüme Laune gegen Philipp I., König von Frankreich, aus. Es handelte sich um einige italienische Kaufleute, welche die Franzosen überfodert hatten. Der Pabst erließ an

die Bischöfe von Frankreich ein Umlaufsschreiben. Euer König, sagt er ihnen, ist mehr Zwingherr, als König: sein Leben bringt er ehrlos und frevelhaft hin; und nach diesen unbesonnenen Worten folgt die gewöhnliche Banndrohung.

Bald darauf, während Kaiser Heinrich in einen Bürgerkrieg mit den Sachsen verwickelt war, schickt der Pabst zwei Gesandte zu ihm, um ihm zu befehlen, auf die Anklagen zu antworten, als habe er Pfründen vergeben, und im Fall der Weigerung, ihn mit dem Bann zu belegen. Die zwei Ueberbringer des seltsamen Befehls treffen den Kaiser als Sieger über die Sachsen, mit Ruhm bedeckt, und wider Erwarten mächtig. Man kann sich denken, wie stolz ein fünf und zwanzigjähriger Kaiser, sieghaft und eifersüchtig auf seine Stellung, eine solche Gesandtschaft empfing. Er gab ihnen keine außerordentliche Züchtigung, die der Zeitgeist verbot, und setzte nur Verachtung der Kühnheit entgegen; er überließ die unhöflichen Botschafter dem Hohn seiner Hofbedienten. (1076.)

Fast zur nämlichen Zeit belegte der Pabst auch noch die Normänner, die Fürsten Apuliens und Kalabriens, mit dem Bann, wie wir oben erzählten. So viele Bannstrahlen auf einmal zu schleudern, erschien heut zu Tag, als der Gipfel der Thorheit. Allein man bedenke, daß Gregor, als er den König von Frankreich bedrohte, die Bulle an den Herzog von Aquitanien, der zwar ein Vasall des Königs, aber eben so mächtig als der König war, schickte, daß er, als er gegen den Kaiser losbrach, eine Partei in Italien, die Gräfin Mathildis, Rom und die Hälfte Deutschlands für sich hatte, daß endlich die Normänner zu dieser Zeit seine offenbaren Feinde waren, dann wird Gregor mehr ungestüm und kühn als unsinnig erscheinen. Er wußte, daß wenn er seine Würde über den Kaiser und alle Könige erhebe, er von den an-

dern Kirchen unterstützt würde, die sich schmeichelten, Glieder eines Hauptes zu seyn, das die weltliche Macht demüthigte. Sein Plan zielte nicht blos darauf, das Joch der Kaiser abzuschütteln, sondern Rom, Könige und Kaiser dem Pabstthum zu unterwerfen. Es konnte ihm das Leben kosten, er durfte sogar darauf warten, aber Gefahr gibt Ruhm.

Heinrich IV., zu sehr in Deutschland beschäftigt, konnte nicht nach Italien ziehen. Er schien anfangs weniger als deutscher Kaiser, dann als italienischer Herr Rache zu suchen. Statt einen Feldherrn und ein Heer zu stellen, bediente er sich, wie man sagt, eines Straßenräubers, Namens Cencius, der durch seine Plünderungen sehr berüchtigt war. Dieser ergriff ihn in der St. Maria Major Kirche eben, als er das Hochamt hielt. Entschlossene Trabanten schlugen und verwundeten den Priester. Man führte ihn als Gefangenen in einen Thurm, dessen sich Cencius bemeistert hatte, und zwang ihn seine Freiheit theuer zu kaufen.

(1076). Etwas fürstlicher handelte Heinrich IV., als er zu Worms eine Versammlung von Bischöfen, Aebten und Doktoren veranstaltete, in der er den Pabst absetzen ließ. Alle Stimmen, zwei ausgenommen, entschieden für die Absetzung. Aber es fehlte der Versammlung an Truppen, um ihr in Rom Achtung zu verschaffen. Heinrich vergab sich seine Hoheit, als er dem Pabst schrieb, daß er ihn abgesetzt, und dem römischen Volke verbot, Gregor anzuerkennen.

Sobald der Pabst diese fruchtlosen Briefe erhielt, sprach er in einer Versammlung zu Rom dergestalt: Im Namen des allmächtigen Gottes und vermöge unsrer Gewalt, verbiet' ich Heinrich, dem Sohn unsers Kaisers Heinrich, das deutsche und italienische Reich zu verwalten; ich entbinde alle Christen von dem Eid, den sie ihm geschworen, und verbiete jedem, wer es auch sey,

ihm als König zu dienen. Dieß ist das erste Beispiel eines Pabstes, der einem Herrscher die Krone zu entreißen wagt. Wir haben früher gesehen, wie Bischöfe Ludwig den Frommen absetzten; allein dort konnte man doch das Unterfangen verschleiern. Sie verdammten Ludwig nur zum Scheine, zu öffentlicher Buße; Niemand hatte seit Gründung der Kirche wie Gregor zu sprechen gewagt. Die Umlaufsschreiben des Pabstes athmeten denselben Geist, wie sein Urtheil. Er sagt darin mehrmals, die Bischöfe stehen über den Königen und seyen ihre Richter; eben so kluge als kecke Worte, die alle Prälaten der Welt unter seine Fahnen stellen mußten.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß Gregor, als er auf diese Art mit einfachen Worten seinen Herrn absetzte, wohl wußte, er werde durch die bürgerlichen Kriege Deutschlands unterstützt, die mit größerer Wuth wieder aufloderten. Ein Bischof von Utrecht hatte zur Verurtheilung Gregors geholfen. Man erzählt, dieser Bischof, der eines plötzlichen schmerzhaften Todes starb, habe die Absetzung des Pabstes wie eine Gottesentheiligung bereut. Des Bischofs Gewissensbisse, seyen sie nun wahr oder falsch, verblendeten das Volk. Es war nicht mehr die Zeit der Othonen, wo Deutschland vereinigt war. Heinrich wurde bei Speier von einem Heere Verbündeter umringt, die auf die Bulle pochten. Die Lehnsverfassung mußte damals solche Umwälzungen herbeiführen. Jeder deutsche Fürst war auf die kaiserliche Macht eifersüchtig, wie in Frankreich die hohe Ritterschaft auf ihren König. Das Feuer der Bürgerkriege glomm beständig, ein zu rechter Zeit geschwungener Bannstrahl konnte es entflammen.

Die verbündeten Fürsten gaben Heinrich IV. nur unter der Bedingung die Freiheit, daß er als Privatmann und Gebannter in Speier lebe, ohne eine Ver=

richtung als Christ oder König zu thun, und zu warten, bis der Pabst in Augsburg einer Versammlung von Fürsten und Bischöfen vorstehe, die über ihn entscheide.

Es scheint, daß die Fürsten, welche das Recht hatten, den Kaiser zu wählen, ihn auch absetzen durften; aber den Pabst an die Spitze dieses Gerichts stellen, hieß ihn als den natürlichen Richter des Kaisers und Reichs anerkennen. Das war Gregors und des Pabstthums Triumph. In seiner Noth erhöhte Heinrich noch diesen Triumph.

Er wollte dem verhängnißvollen Augsburger Gericht vorkommen, und faßte den unerhörten Entschluß, mit wenigen Dienern über die Tyroler Alpen zu gehen, und den Pabst um Verzeihung zu bitten. Gregor war damals bei der Gräfin Mathildis in der Stadt Canossa, dem alten Kanusium auf dem apenninischen Gebirge unweit Reggio, einer Feste, die für unüberwindlich galt. Der Kaiser, schon durch Schlachten berühmt, stellt sich an die Pforte der Festung, ohne Leibwache, ohne Gefolge. Man hält ihn innerhalb der zweiten Ringmauer an, beraubt ihn seiner Kleider, und zieht ihn ein härenes Gewand an, er bleibt baarfuß im Hofe: das war in der Mitte Januars 1077. Man ließ ihn drei Tage fasten, ohne ihn zum Kuß der Füße des Pabstes zuzulassen, der indeß bei der Gräfin Mathildis sich einschloß, deren Aufseher er seit langer Zeit war. Es ist kein Wunder, daß seine Feinde ihm sein Betragen mit Mathildis vorgeworfen haben. Es ist wahr, daß er schon 62 Jahre zählte, aber er war Aufseher, Mathildis war ein Weib, jung und schwach. Die Sprache der Frömmigkeit, die man in den Briefen des Pabstes an sie findet, verglichen mit dem Ungestüm seines Ehrgeizes, konnte den Verdacht erregen, die Religion diene allen seinen Leidenschaften zur Maske: aber keine That, kein Zeichen hat diesen Verdacht in Gewißheit verwandelt. Heuchlerische Lüstlinge bewegt keine so

dauernde Begeisterung, kein so unerschrockener Eifer. Gregor galt für streng, uud dadurch ward er gefährlich.

Endlich erhielt der Kaiser die Erlaubniß, sich vor die Füße des Pabstes zu werfen, der ihn lossprechen wollte, wenn er schwüre, das förmliche Urtheil des Pabstes zu Augsburg abzuwarten, und er ihm in Allem unterthan wäre. So unterwarfen sich auch einige deutsche Bischöfe und Herrn von Heinrichs Partei. Gregor, in der nicht unwahrscheinlichen Meinung, er sey Herr der Kronen der Erde, schrieb in mehreren Briefen, seine Pflicht gebiete ihm, die Könige zu demüthigen.

Die Lombardei, die noch zum Kaiser hielt, war über seine Erniedrigung so erbittert, daß sie ihn verlassen wollte. Man haßte hier Gregor mehr, als in Deutschland. Der Haß gegen die päbstliche Gewaltthätigkeit überwog zum Glück des Kaisers den Unwillen, den seine Demüthigung erweckte. Er zog daraus Vortheil, und fand in Italien nach einem den deutschen Kaisern günstigen Glückswechsel eine bedeutende Macht, wenn ihn schon Deutschland verließ. Die ganze Lombardei stand gegen den Pabst unter den Waffen, während Gregor Deutschland wider den Kaiser aufwiegelte.

Der Pabst bemühte sich insgeheim, um in Deutschland die Wahl eines andern Kaisers durchzusetzen, Heinrich dagegen unterließ nichts, um einen andern Pabst durch die Italiener wählen zu lassen. (1078). Die Deutschen wählten daher Rudolph, Herzog von Schwaben, zum Kaiser: anfangs schrieb Gregor, er werde zwischen Heinrich und Rudolph entscheiden, und dem Unterwürfigsten die Krone geben. Da Heinrich auf seine Heerhaufen mehr vertraute, als auf den heiligen Vater, allein einige Niederlagen erlitten hatte, so

belegte der Pabst noch trotziger ihn wieder mit dem Bann. Ich entreiße ihm die Krone, sagte er, und gebe Rudolph das deutsche Reich: und um glauben zu machen, er verschenke wirklich Reiche, gab er Rudolph eine goldene Krone, in der die Zeile gegraben war:

Petrus erhielt von Petra, Rudolph von Petrus die Krone.

Diese Zeile enthält ein kindisches Wortspiel und einen Stolz, die doppelte Folge des Zeitgeistes.

Inzwischen verstärkte sich in Deutschland Heinrichs Partei. Der nämliche Fürst, der im Bußgewand und baarfuß das Erbarmen des, wie er glaubte, ihn untergebenen Priesters erwartete, faßte zwei kühnere Entschlüsse, den Pabst abzusetzen, und seinen Nebenbuhler zu bekämpfen. Er versammelt zu Brixen in Tyrol zwanzig Bischöfe, die als Bevollmächtigte der longobardischen Prälaten Gregor in Bann sprechen und als Gönner der Tyrannen, als Simonist und Zauberer absetzen. In dieser Versammlung erwählte man Guibert, Erzbischof von Ravenna, zum Bischof. Während dieser neue Papst in der Lombardei umherläuft, um die Völker gegen Gregor zu erregen, zieht Heinrich IV. an der Spitze seines Heeres aus, um seinen Nebenbuhler Rudolph zu bekämpfen. Ists ausschweifende Begeisterung, ist es frommer Betrug, was Gregor zur Weissagung bewegt, Heinrich werde in diesem Kriege besiegt und erschlagen. Ich will nicht Pabst seyn, sagt er in seinem Brief an die deutschen Bischöfe seiner Partei, wenn es nicht vor dem Tage St. Peters geschieht. Die gesunde Vernunft lehrt uns, daß jeder, der die Zukunft voraussagt, ein Betrüger, oder verrückt ist. Allein betrachten wir, welche Irrthümer damals herrschten. Die Sterndeuterei war immer der Aberglaube der Gelehrten. Man wirft Gregor vor, er habe den Sterndeutern Glauben

geschenkt. Die Urkunde seiner Absetzung zu Brixen sagt, er habe sich mit Wahrsagerei und Traumdeuterei abgegeben, und auf diesen Grund hin wurde er der Zauberei beschuldigt. Wegen dieser falschen sonderbaren Weissagung behandelte man ihn als Betrüger. Vielleicht war er nichts als leichtgläubig, leidenschaftlich, und ein wüthender Narr.

Seine Vorherverkündigung wurde an Rudolph, seinem Geschöpfe, erfüllt. Er unterlag, Gottfried von Bouillon, Neffe der Gräfin Mathildis, der nämliche, welcher in der Folge Jerusalem eroberte, (1080) tödtete im Handgemenge diesen Kaiser, den der Pabst ernannt zu haben sich rühmte. Wer sollte glauben, daß damals der Pabst, statt sich Heinrich zu nähern, an alle deutschen Bischöfe schrieb, man solle unter der Bedingung einen andern Herrscher wählen, daß er dem Pabst als Vasall den Lehnseid schwöre. Aus solchen Briefen läßt sich schließen, daß noch eine sehr mächtige Partei in Deutschland gegen Heinrich war.

Um die nämliche Zeit ließ der Pabst durch seine Botschafter in Frankreich, wie in England eine Abgabe von einem Silbergroschen jährlich für jedes Haus fordern.

Spanien behandelte er noch herrischer; er wollte sein Oberlehns = und Eigenthumsherr seyn; er sagt sogar in seinem sechzehnten Briefe, es sey besser, daß dieses Land den Sarazenen gehöre, wenn es nicht bei dem heiligen Stuhl zu Lehen gehe.

An den König von Ungarn Salomo, den König eines kaum christlichen Landes, schrieb er: Du kannst von den Aeltesten deines Landes hören, daß das Königreich Ungarn der römischen Kirche gehört.

So wahnsinnig diese Unternehmungen erscheinen, sie sind immer die Folge herrschender Meinungen. Gewiß muß die Unwissenheit damals in viele Köpfe den

Gedanken gesetzt haben, die Kirche sey die Gebieterin des Königthums, da der Pabst immer in diesem Style schrieb.

Seine Unbeugsamkeit gegen Heinrich hatte ihren Grund. Er hatte einen so großen Einfluß auf die Gräfin Mathildis, daß sie ihre Staaten förmlich dem heiligen Stuhle schenkte, indem sie sich nur die Nutznießung für ihr Leben vorbehielt. Man weiß nicht, ob über diese Abtretung eine Urkunde, ein Vertrag vorhanden ist. Es war Sitte, auf den Altar eine Erdscholle zu legen, wenn man der Kirche seine Güter schenkte. Zeugen vertraten die Stelle des Vertrags. Man behauptet, Mathildis habe zweimal ihre Güter dem heiligen Stuhle geschenkt.

Die Wahrheit dieser Schenkung, die nachher durch ihre letzte Willenserklärung bestätigt wurde, zog Heinrich IV. nicht in Zweifel. Dieß ist der rechtlichste Titel, den die Päbste je anforderten: aber selbst dieser Titel war ein neuer Gegenstand von Streitigkeiten. Die Gräfin Mathildis besaß Toskana, Mantua, Parma, Reggio, Piacenza, Ferrara, Modena, einen Theil von Umbrien, und dem Herzogthume Spoleto, Verona, und fast das ganze Land, welches heut zu Tag St. Peters Erbtheil genannt wird, von Viterbo bis Orvieto, nebst einem Stück der Markgrafschaft Ankona.

Heinrich III. hatte die Nutznießung dieser Markgrafschaft Ankona den Päbsten überlassen; aber dieß hinderte die Mutter der Gräfin Mathildis nicht, sich in den Besitz der Städte zu setzen, die sie für ihr Eigenthum hielt. Es scheint, Mathildis habe nach ihrem Tode den Schaden ersetzen wollen, den sie während ihres Lebens dem heiligen Stuhl zufügte. Aber sie konnte unveräußerliche Lehen nicht verschenken; und die Kaiser behaupteten, ihr ganzes Eigenthum sey

Reichslehen; sie gab also nur Länder zum Erobern und ließ Kriege hinter sich. Heinrich IV. als Erbe und Oberlehnsherr sah in dieser Schenkung nur eine Verletzung der kaiserlichen Rechte. Gleichwohl mußte er in der Länge der Zeit dem heiligen Stuhl einen Theil dieser Länder abtreten. Seine Rache verfolgend, belagert endlich Heinrich IV. den Pabst in Rom. Er erobert den Theil der Stadt, diesseits der Tiber, den man den leoninischen nennt. Er unterhandelt mit den Bürgern, während er den Pabst bedroht; er gewinnt durch Geld die römischen Großen. Das Volk wirft sich vor Gregor nieder, um ihn zu bitten, das Unglück einer Belagerung abzuwenden, und dem Kaiser sich zu beugen. Der Pabst, unerschütterlich, antwortet, der Kaiser müsse seine Buße wiederholen, wenn er von ihm Verzeihung erhalten wolle.

Die Belagerung zog sich jedoch in die Länge. Heinrich IV., bald bei der Belagerung gegenwärtig, bald genöthigt, Meutereien in Deutschland zu ersticken, nahm endlich die Stadt im Sturm ein. Es ist sonderbar, daß die deutschen Kaiser Rom so oft eroberten, und nie darin herrschten. Noch war Gregor zu erobern übrig. In die Engelsburg geflohen, trotzte er seinem Ueberwinder und schleuderte gegen ihn den Bannstrahl.

Rom ward für die Unerschrockenheit seines Pabstes hart gezüchtigt. Robert Guiskard, Herzog von Apulien, einer jener berühmten Normänner, von denen ich redete, ergriff die Zeit der Abwesenheit des Kaisers, um den Pabst zu befreien; aber zugleich plünderte er Rom, das die Kaiserlichen, die den heiligen Vater belagerten, und die Neapolitaner, die ihn befreiten, gleicher Weise verheerten. Gregor starb einige Zeit nachher zu Salerno (24ten Mai 1085.), der römischen Geistlichkeit, die seinen, dem Kaiser und jedem guten

Bürger, der die Wirkungen seines unbeugsamen Ehrgeizes verhaßten Troz theilte, ein theures und geehrtes Andenken hinterlassend. Die Kirche, deren Rächer und Opfer er war, versezte ihn unter die Heiligen, wie die Völker des Alterthums ihre Vertheidiger vergötterten; die Vernünftigen haben ihn unter die Narren versezt.

Die Gräfin Mathildis, Gregors beraubt, vermählte sich bald nachher mit dem jungen Welfen, dem Sohne des bairischen Herzogs Welf. Nunmehr sah man, wie unklug ihre Schenkung war, wenn sie wahr ist. Sie war zwei und vierzig Jahr alt, und konnte noch Kinder gebären, die einen Bürgerkrieg geerbt hätten.

Gregors Tod löschte den Brand nicht aus, den er angezündet. Seine Nachfolger hüteten sich wohl, ihre Wahlen vom Kaiser bestätigen zu lassen. Die Kirche war weit entfernt, zu huldigen, zudem war der Kaiser als im Bann gar nicht unter die Menschen gezählt. Ein Mönch, Abt von Monte-Cassino, wurde nach dem Mönch Hildebrand erwählt, aber schnell ging er vorüber. Urban II., in Frankreich aus einem niedern Geschlecht entsprossen, saß elf Jahre auf dem heiligen Stuhl, und wurde ein neuer Gegner des Kaisers.

Mir ist es wahrscheinlich, daß der wahre Grund der Zwistigkeiten der war: die Päbste und Römer wollten zu Rom keinen Kaiser; der Vorwand, den man weihen wollte, war: die Päbste als Verwahrer der Rechte der Kirche dürften nicht zugeben, daß weltliche Fürsten die Bischöfe mit Stab und Ring beliehen. Es war so sonnenklar, daß die Bischöfe, Unterthanen der Fürsten, und durch sie reich geworden, für die Ländereien, die sie durch ihre Wohlthaten erhalten, Lehnspflicht schuldig waren. Die Kaiser und Könige maßten sich nicht an, den heiligen Geist zu ertheilen;

sie wollten nur die Oberlehnsherrschaft über das Zeitliche, das sie gegeben hatten. Ring und Stab waren bei der Hauptfrage nur Nebensache. Aber es geschah, was immer bei Streitigkeiten geschieht; man ließ das Hauptwerk liegen, und schlug sich um eine gleichgültige Förmlichkeit.

Heinrich IV., immer im Bann, und unter diesem Vorwand von allen Päpsten seiner Zeit immer verfolgt, erfuhr die Leiden, welche Religions- und Bürgerkriege hervorrufen können. Urban II. regte seinen eigenen Sohn Konrad wider ihn auf, und nach dem Tode des unnatürlichen Sohnes überzog sein Bruder, der nachher Kaiser Heinrich V. wurde, den Vater mit Krieg. Das war das zweite Mal seit Karl dem Großen, daß die Päbste den Söhnen gegen ihre Väter die Waffen in die Hand gaben. Und man bemerke, daß der nämliche Urban Philipp I. in Frankreich mit dem Bann belegte, und den ersten Kreuzzug gebot. Er war nicht bloß die Ursache des jammervollen Todes Heinrichs IV., er war die Ursache des Todes von mehr als zwei Millionen Menschen. Tantum relligio potuit suadere malorum!

Heinrich IV. von seinem Sohne Heinrich hintergangen, wie Ludwig der Fromme von dem seinigen, wurde in Mainz eingeschlossen. Zwei Gesandte entsetzen ihn hier; zwei Abgeordnete des Reichstags, von seinem Sohne geschickt, reißen ihm den Kaiserschmuck ab.

Bald darauf entkam er aus seinem Kerker, irrte arm und hülflos umher, und starb endlich zu Lüttich, noch elender und armseliger, als Gregor, nachdem er so lange Europas Augen über seinen Siegen, seinen Großthaten, seinem Unstern, seinen Lastern und Tugenden offen erhalten. Sterbend rief er aus: Gott der Rache, du wirst diesen Vatermörder züchtigen.

Zu alten Zeiten hat man geglaubt, Gott erhöre die Verwünschungen Sterbender, besonders der Väter. Ein nützlicher, achtbarer Irrthum, wenn er von Verbrechen zurückhält. Ein anderer Irrthum, der allgemeiner verbreitet war, erregte die Meinung, Gebannte werden verdammt. Heinrichs IV. Sohn brachte seine Ruchlosigkeit auf den Gipfel, als er die schreckliche Frömmigkeit übte, den Leichnam seines Vaters, der in der Domkirche zu Lüttich ruhte, ausgraben, und ihn in ein Gewölbe bringen zu lassen. So vollendete er seine unnatürliche Heuchelei.

Stehet einen Augenblick still bei dem ausgescharrten Leichnam des gefeierten Heinrich, der noch unglücklicher war, als Heinrich IV., König von Frankreich. Suchet die Quelle so vieler Erniedrigungen und Unfälle, so großer Kühnheit, so vieler Scheußlichkeiten, die für heilig galten, so vieler Opfer, in denen Fürsten der Religion dargebracht wurden: sie entspringt allein aus dem Pöbel. Wegen deutscher Schmiedknechte und Holzhauer erschien der Kaiser vor Roms Bischof baarfuß; das gemeine Volk, der Sklave des Aberglaubens, will, daß seine Herren auch die Sklaven desselben werden. Sobald ihr gestattet, daß eure Unterthanen durch Schwärmerei geblendet werden, so zwingen sie euch, schwärmerisch wie sie, euch zu zeigen; und wenn ihr das Joch abschüttelt, das sie tragen und lieben, so empören sie sich. Ihr glaubtet, daß eure Völker um so unterthäniger seyn werden, je drückender und härter die Fesseln der Religion sind, die sanft seyn sollen, sie gebrauchen diese Fesseln, um euch auf dem Thron zu knebeln, oder herabzustürzen.

Sieben und vierzigstes Kapitel.

Heinrich V. und Rom bis auf Friedrich I.

Der nämliche Heinrich V., der seinen Vater entthront und ausgescharrt hatte, eine Bulle in der Hand, behauptete die nämlichen Rechte, wie Heinrich IV. gegen die Kirche, sobald er Meister geworden war.

Schon wußten die Päbste die Könige von Frankreich zu Stützen gegen die Kaiser zu machen. Es ist wahr, die Anmaßungen des Pabstthums griffen alle Herrscher an, aber man gewann die durch Unterhandlungen, die man durch Bullen gehöhnt hatte. Frankreichs Könige machten keinen Anspruch auf Rom, sie waren eifersüchtige Nachbarn auf die Kaiser, die über die Könige herrschen wollten; sie waren folglich die natürlichen Bundesgenossen der Päbste. Paschalis II. kam auch nach Rom, und flehte die Hülfe des Königs Philipp I. an. Seine Nachfolger thaten häufig das Gleiche. Die Kammergüter, die der heilige Stuhl besaß, das Recht, das er kraft der vorgeblichen Schenkungen Pipins und Karls des Großen ansprach, die wirkliche Schenkung der Gräfin Mathildis machten immer noch nicht den Pabst zu einem mächtigen Herrn. Alle diese Gebiete waren entweder im Streit oder im Besitz Anderer. Der Kaiser behauptete nicht ohne Grund, daß die Staaten der Mathildis ihm als Reichslehen zurückfallen müßten: So kämpften die Päbste für das Geistliche und Weltliche. (1107.) Paschalis II. erhielt vom König Philipp nichts, als die Erlaubniß, zu Troies eine Versammlung zu halten. Die Regierung war zu schwach, zu getheilt, um ihm Truppen zu geben.

Als Heinrich V. einen kurzen Krieg gegen Polen durch Verträge geendigt hatte, wußte er dergestalt die Fürsten des Reichs zur Unterstützung seiner Rechte einzunehmen, daß die nämlichen Fürsten, die kraft der päbstlichen Bullen zum Sturze seines Vaters geholfen, sich mit ihm vereinigten, um in Rom die nämlichen Bullen zu vernichten.

Er steigt also mit einem Heere die Alpen herab, und noch war Rom mit Blut wegen des Streits über Ring und Stab gefärbt. Rasch folgten sich Verträge, Meineide, Bannstrahlen, Meuchelmorde. Paschalis II., der feierlich mit einem Schwur auf das Evangelium die Belehnungen zurückgegeben, ließ durch die Kardinäle seinen Eid vernichten: eine neue Art, Wort zu brechen. Er ließ sich in voller Versammlung einen elenden Pflichtvergessenen schelten, um zur Zurücknahme seiner Geschenke gezwungen zu werden. Von Neuem fiel sofort der Kaiser in Rom ein; denn die Kaiser kamen fast immer nur wegen Kirchenstreitigkeiten dahin, unter welchen die Krönung die heftigste war. Endlich mußte Heinrich V., nachdem er Päbste ernannt, abgesetzt, verjagt, zurückgerufen, nachdem er so oft, als sein Vater, gebannt, und wie er durch seine großen deutschen Vasallen beunruhigt worden war, dem Belehnungsstreit ein Ziel setzen, indem er dem Ring und Stab entsagte. Er that noch mehr; (1122) er stand feierlich von dem Rechte ab, das sich die Kaiser und die Könige Frankreichs zugeeignet, Bischöfe vorzuschlagen, oder bei den Wahlen ihr Ansehen so sehr ins Mittel zu bringen, daß sie die unbeschränkten Herren derselben waren. Es wurde also in einer zu Rom gehaltenen Kirchenversammlung entschieden, die Könige sollten den rechtmäßig erwählten Pfründnern nicht mehr mit einem krummen Stab, sondern mit einer Ruthe die Belehnung ertheilen. Der Kaiser

bestätigte in Deutschland die Beschlüsse dieser Versammlung; so endigte dieser blutige und abgeschmackte Krieg. Aber die Versammlung, die genau entschied, mit welcher Art von Stock man die Bisthümer vergeben sollte, hütete sich wohl, die Frage zu berühren, ob der Kaiser die Pabstwahl bestätigen dürfe, ob der Pabst sein Vasall sey, ob alle Güter der Gräfin Mathildis der Kirche oder dem Reich gehören? Es schien, man behalte sich dieß als Nahrungsmittel eines neuen Krieges vor.

(1125.) Nach dem Tode Heinrichs V., der keine Kinder hinterließ, wurde das Reich, das immer ein Wahlreich war, einem Fürsten aus dem Hause Sachsen von zehen Wählern übertragen. Nicht so viel Ränke und Zwiste wurden wegen des kaiserlichen Thrones, als wegen des päbstlichen Stuhls gesponnen; denn wenn schon eine Versammlung, die Nikolaus II. hielt, verordnete, der Pabst solle von Kardinalbischöfen erwählt werden, so war doch bei den Wahlen keine Form, keine bestimmte Regel festgesetzt. Dieser wesentliche Fehler der Regierung hatte eine ehrwürdige Einrichtung zum Grunde. Die ersten Christen, alle gleich und alle von niedrigem Stande, durch die gemeinsame Furcht vor den Obrigkeiten verknüpft, leiteten insgeheim nach Stimmenmehrheit ihre arme heilige Gemeinde. Als Reichthum an die Stelle der Dürftigkeit getreten war, blieb von der ursprünglichen Kirche nur diese volksthümliche Freiheit, die zuweilen in Zügellosigkeit ausartete. Die Kardinäle, Bischöfe, Priester und Geistlichen, welche den päbstlichen Rath bildeten, hatten an dieser Wahl großen Antheil: aber der Rest der Geistlichkeit wollte sein altes Recht genießen; der Pöbel hielt seine Stimme für nothwendig, und alle diese Stimmen galten nichts gegen das kaiserliche Urtheil.

(1130.) Petrus von Leon, der Enkel eines sehr reichen Juden, wurde durch eine Partei erwählt; Innocenz II. durch eine andere. Darüber entstand wieder ein Bürgerkrieg. Der Sohn des Juden, als der reichste, blieb Meister in Rom, und wurde durch Roger, König in Sicilien, geschützt; der Andere, gewandter und glücklicher, wurde in Frankreich und Deutschland anerkannt.

Hier ein Zug der Geschichte, an dem man nicht vorübergehen darf. Um die Stimme des Kaisers zu erhalten, tritt Innocenz II. ihm und seinen Kindern die Nutznießung aller Erbgüter der Gräfin Mathildis ab, nach einer Urkunde vom 13. Juni 1133. Als endlich der Judenpabst nach achtjähriger Regierung starb, wurde Innocenz II. ruhiger Besitzer: es dauerte einige Jahre ein Waffenstillstand zwischen dem Reich und dem Pabst. Die Begeisterung der Kreuzzüge, die damals am mächtigsten sich regte, riß die Geister anderswohin.

Aber Rom war nicht ruhig. Die alte Freiheitsliebe schlug von Zeit zu Zeit wieder einige Wurzeln. Mehrere italienische Städte hatten diese Verwirrungen benutzt, um Freistaaten zu bilden, z. B. Florenz, Siena, Bologna, Mailand, Pavia. Einen großen Vorgang hatte man an Genua, Venedig, Pisa, und Rom erinnerte sich, die Stadt der Scipionen gewesen zu seyn. Das Volk stellte einen Schatten von Senat, den die Kardinäle aufgehoben hatten, wieder her. Man ernannte, statt der zwei Konsuln, einen Patricius. (1144.) Der neue Senat meldete dem Pabst Lucius II., daß die oberste Gewalt im römischen Volke ruhe, und daß der Bischof nur für die Kirche Sorge tragen dürfe.

Die Senatoren, die sich auf dem Kapitol verschanzten, belagerte der Pabst Lucius in eigener Per-

son. Er erhielt einen Steinwurf an den Kopf, und starb etliche Tage nachher.

Um diese Zeit predigte Arnold von Brescia, einer jener Begeisterten, die Andern und sich selbst gefährlich sind, von Stadt zu Stadt gegen die unermeßlichen Reichthümer der Geistlichen und ihre Ueppigkeit. Er kam nach Rom, und fand die Gemüther für seine Vorträge gestimmt. Er schmeichelte sich, das Pabstthum umzugestalten, und zur Wiederherstellung der römischen Freiheit beizutragen. Eugen III., früher Mönch zu Liteaux und Clairvaux, war damals Pabst. Der heilige Bernhard schrieb ihm: Hüte dich vor den Römern; sie sind dem Himmel und der Erde verhaßt, ruchlos gegen Gott, meuterisch unter sich, eifersüchtig auf ihre Nachbarn, grausam gegen die Fremden; sie lieben Niemand, und werden von Niemand geliebt, und fürchten alle Welt, während sie aller Welt furchtbar werden wollen. — Vergleicht man Bernhards Gegensätze mit dem Leben so vieler Päbste, so wird man ein Volk entschuldigen, das mit dem Römernamen keinen Herrn zu haben strebt.

(1155.) Der Pabst Eugen III. wußte das an jedes Joch gewöhnte Volk wieder zurückzubringen. Der Senat bestand noch einige Jahre. Aber Arnold von Brescia wurde zum Lohn für seine Reden zu Rom unter Hadrian IV. verbrannt: das gewöhnliche Loos der Weltverbesserer, die mehr Unbedachtsamkeit als Macht besitzen.

Ich glaube bemerken zu müssen, daß Hadrian IV., ein geborener Engländer, zur höchsten Stufe aus dem niedrigsten Stande, in dem jemand geboren werden kann, emporgestiegen ist. Sohn eines Bettlers, und Bettler selbst, irrend von Land zu Land, bevor er als Knecht bei den Mönchen von Valence in der Dauphiné

aufgenommen werden konnte, wurde er zuletzt noch Pabst.

Der Mensch denkt immer seinem gegenwärtigen Glücke gemäß. Hadrian war um so aufgeblasener, aus je geringerem Stand er emporstieg.

Die römische Kirche hat immer den Vortheil gehabt, dem Verdienste das geben zu können, was man sonst der Geburt giebt, und es läßt sich auch bemerken, daß unter den Päbsten immer die die größte Gesinnung zeigten, welche im niedersten Stande geboren waren. Heutzutag giebt es in Deutschland Klöster, wo man nur Adelige aufnimmt. Roms Geist hat mehr Größe und weniger Prunk.

Acht und vierzigstes Kapitel.

Friedrich der Rothbart; Ceremonien der kaiserlichen und päbstlichen Krönung. Folgen der Kämpfe der italienischen Freiheit gegen die deutsche Macht. Rühmliches Betragen des Pabstes Alexander II., der den Kaiser durch Staatsklugheit besiegt, und der Wohlthäter der Menschheit wird.

(1252.) Friedrich I., den man gewöhnlich Rothbart nennt, herrschte damals in Deutschland; er war nach dem Tode Konrads III., seines Oheims, nicht blos durch die deutschen Herren, sondern auch durch

die Longobarden, die dießmal ihre Stimme gaben, erwählt worden. Friedrich war einem Otho, Karl dem Großen vergleichbar. Er mußte nach Rom gehen, um die Kaiserkrone zu holen, welche die Päbste mit Stolz und Bedauern gaben, da sie einen Vasallen krönen wollten, und einen Herrn zu ihrem Kummer erhielten. Die stets zweideutige Stellung der Päbste, Kaiser, Römer, der vornehmsten Städte Italiens verspritzte bei der Krönung jedes Kaisers Blut. Es war Sitte, daß sich der Pabst, sobald der Kaiser zur Krönung nahte, verschanzte, das Volk in Lager ging, Italien die Waffen ergriff. Der Kaiser versprach, auf das Leben, die Glieder und Ehre des Pabstes, der Kardinäle und Obrigkeiten keinen Angriff zu versuchen; der Pabst leistete dagegen den nämlichen Eid dem Kaiser und seinen Führern. So groß war der gesetzlose Wirrwarr des christlichen Abendlandes, daß die zwei ersten Personen dieses kleinen Welttheils, wovon der eine sich brüstete, der Nachfolger der Cäsaren, der andere, der Nachfolger Jesu Christi zu seyn, und der eine dem andern die heilige Salbung zu geben sich rüstete, schwören mußten, für die Zeit der Ceremonien Meuchelmorde zu unterlassen. Ein völlig gerüsteter Ritter leistete im Namen des Kaisers Hadrian IV. den Eid, und der Pabst schwur vor dem Ritter.

Die Krönung oder Erhebung war damals gleichfalls mit außerordentlichen Ceremonien begleitet, die mehr noch an Einfalt, als an Barbarei erinnerten. Man setzte den erwählten Pabst zuerst auf einen durchlöcherten Stuhl, Sterkorarium genannt, sodann auf einen Stuhl von Porphyr, auf dem man ihm die zwei Schlüssel übergab, sodann auf einen dritten, wo er zwölf farbige Stücke bekam. Alle diese Gewohnheiten, welche die Zeit eingeführt hatte, sind durch die Zeit getilgt

worden. Als Kaiser Friedrich den Eid leistete, ging ihm Hadrian einige Stunden von Rom aus entgegen.

Es war durch das römische Ceremonial eingeführt, daß der Kaiser sich vor dem Pabst niederwerfen, ihm die Kniee küssen, den Steigbügel halten, und den Schimmel des heiligen Vaters neun Schritte weit am Zaume führen mußte. So hatten die Päbste Karl den Großen nicht empfangen. Kaiser Friedrich hielt dieses Ceremoniell für schimpflich, und weigerte sich, sich ihm zu unterwerfen. Da flohen alle Kardinäle, als hätte der Fürst durch Gottesentheiligung das Zeichen zum Bürgerkrieg gegeben. Aber die römische Kanzlei, die Alles aufzeichnete, bewies ihm, daß seine Vorgänger diese Pflicht erfüllt hätten. Ich weiß nicht, ob ein anderer Kaiser, als Lothar II., der Nachfolger Heinrichs V., das Pferd des Pabstes am Zügel geführt. Der Fußkuß, der gebräuchlich war, empörte den Stolz des Kaisers nicht, der Zaum und Steigbügel ärgerte ihn, weil diese Sitte neu schien. Endlich nahm sein Stolz den doppelten vermeinten Schimpf an, den er für ein leeres Zeichen christlicher Demüthigkeit hielt, und der römische Hof als Beweis von Unterwürfigkeit betrachtete. Der, welcher sich das Haupt der Welt nannte, ließ sich zum Pferdeknecht eines Bettlers, der vom Almosen lebte, herab.

Die Abgeordneten des römischen Volkes, die auch trotziger geworden waren, seitdem fast alle Städte Italiens die Sturmglocke der Freiheit angezogen, wollten ihrerseits mit dem Kaiser unterhandeln; aber als sie ihre Standrede mit den Worten begannen: „Großer König, wir haben dich aus einem Fremdling zu unserm Mitbürger und Fürsten gemacht,“ gebot ihnen der Kaiser, so großen Stolzes überdrüssig, zu schweigen, und sagte: Rom ist nicht mehr, was es war; es ist falsch, daß ihr mich berufen und zu eurem Fürsten

gemacht habet; Karl der Große und Otho haben euch durch ihre Tapferkeit überwältigt; ich bin euer gesetzlicher Herr. So schickte er sie zurück, und wurde außerhalb der Mauern von dem Pabste eingeweiht, der ihm Scepter und Schwerdt in die Hand, und die Krone auf das Haupt gab.

(1155. 18. Juni.) Man wußte nicht mehr, was das Reich sey, alle Ansprüche widersprachen sich so, daß einerseits das römische Volk sich empörte und viel Blut floß, weil der Pabst ohne Befehl des Senats und des Volkes den Kaiser gekrönt hatte, und andrerseits der Pabst Hadrian in allen seinen Briefen schrieb, er hätte Friedrich das Lehen des römischen Reichs ertheilt, beneficium Romani imperii. Denn das Wort beneficium bezeichnet eigentlich nichts anderes. Er ließ sogar zu Rom ein Gemälde öffentlich aufstellen, auf dem Lothar II. vor dem Pabst Alexander II. kniete, und seine Hände gefaltet in die des Pabstes legte, das eigentliche Zeichen der Vasallenschaft. Das Gemälde hatte die Aufschrift:

Vor den Thoren steht der König,
Schwört Gehorsam dieser Stadt,
Wird sofort dem Pabste lehnig,
Drauf er die Kron' empfangen hat.

Als Friedrich zu Besançon (ein Ueberbleibsel des burgundischen Reichs, das Friedrich durch Heirath zugefallen war) sich aufhielt, hörte er von diesen Plänen, und beklagte sich darüber. Ein anwesender Kardinal gab zur Antwort: Nun, von wem hat er denn das Reich, wenn er es nicht von dem Pabste hat? Der Pfalzgraf Otho war im Begriff, ihn mit dem Reichsschwerdte, das er trug, zu durchstoßen. Der Kardinal entwich, der Pabst unterhandelte. Damals

entschieden die Deutschen Alles durch das Schwerdt, und der römische Hof rettete sich durch zweideutige Antworten.

Roger, der Ueberwinder der Muselmänner in Sicilien, und der Christen in Neapel, hatte die Füße des Pabstes Urban II., so lange er in seiner Gefangenschaft war, geküßt, und von ihm die Belehnung angenommen, und den Grundzins auf 600 Goldpfennige herabsetzen lassen. Von Wilhelm belagert, trat ihm der Pabst Hadrian sogar kirchliche Ansprüche ab. (1156.) Er gab zu, daß nur mit Einwilligung des Königs an den heiligen Stuhl eine Gesandtschaft oder Berufung Statt finden dürfe. Seit dieser Zeit sind die Könige Siciliens die einzigen königlichen Vasallen des Pabstes, aber zugleich die andern Päbste auf dieser Insel. Die Römischen Päbste, auf diese Art verehrt und mißhandelt, glichen den Götzen, welche die Indier schlagen, um Wohlthaten von ihnen zu erhalten.

Hadrian IV. entschädigte sich bei den andern Königen, die seiner bedurften. Er schrieb an Heinrich II., den König Englands: Es ist gewiß, und Du wirst es auch wissen, daß Irland, und alle Inseln, die den Glauben annehmen, der römischen Kirche zugehören; wenn Du nun Dich dieser Inseln bemächtigen willst, um die Laster zu verbannen, den Gesetzen Achtung zu verschaffen, und für jedes Haus jährlich den St. Peters-Pfennig einzutreiben, so gestatten wir es mit Vergnügen.

Wenn mir in diesem Versuche über die Geschichte dieser Welt einige Betrachtungen gestattet sind, so be-

merke ich, daß sie recht sonderbar regiert wird. Ein englischer Bettler wird zu Rom Bischof, und giebt aus eigener Machtvollkommenheit die Insel Irland einem Manne, der sie erobern will. Die Päbste hatten wegen der Belehnung mit Stab und Ring Kriege ausgehalten, und Hadrian IV. dem Könige Heinrich II. einen Ring zum Zeichen der irländischen Belehnung zugeschickt. Ein König, der bei Vergebung einer Pfründe einen Ring geschenkt hätte, wäre ein Gotteslästerer gewesen.

Die unerschrockene Thätigkeit Friedrichs des Rothbarts reichte kaum hin, die Päbste, welche sich gegen das Reich stemmten, Rom, welches das Joch verschmähte, und alle italienischen Städte, welche Freiheit begehrten, zu beugen. Er sollte zu gleicher Zeit Böhmen zurückdrängen, das ihn beunruhigte, und die Polen, die ihn bekriegten. Er setzte Alles durch. Das überwältigte Polen wurde von ihm zu einem zinsbaren Könige gemacht. Er gab Böhmen den Frieden, das schon Heinrich IV. im Jahre 1086 zum Königreiche erhob. Man erzählt, der dänische König habe von ihm die Belehnung erhalten. Er sicherte sich die Treue der Reichsfürsten, indem er die Fremden schreckte; und flog nach Italien zurück, das auf die Sorgen des Herrschers seine Freiheit gründete. Er fand es ganz in Verwirrung, weniger wegen der Bemühungen der Städte für ihre Freiheit, als wegen der Wuth jener Partei, die, wie wir sahen, alle Pabstwahlen verwirrten.

Nach Hadrians IV. Tode erwählten zwei Parteien in wildem Tumult Viktor II. und Alexander III.

Natürlich erkannten die Bundesgenossen des Kaisers den nämlichen Pabst, welchen er, und die auf den Kaiser eifersüchtigen Könige den andern an. Die Unordnung zu Rom war also nothwendig das Feldzeichen zur Spaltung Europas. Viktor II. war Friedrichs des Rothbarts Pabst. Deutschland, Böhmen, die Hälfte Italiens hingen ihm an. Von den Uebrigen wurde Alexander anerkannt. Diesem Alexander zu Ehren erbauten die Mailänder, als Feinde des Kaisers, Alexandrien. Friedrichs Anhänger wollten vergeblich ihr den Namen Cäsarea geben; aber der Name des Pabstes überwog; sie wurde das strahlende Alexandrien genannt; ein Beiname, der diese kleine Stadt von der andern des nämlichen Namens unterschied; die früher zur Ehre des wahren Alexanders erbaut wurden.

Glückliches Zeitalter, wenn es nur solche Streitigkeiten hervorgebracht hätte! aber die Deutschen wollten beständig in Italien herrschen, und die Italiener wollten die Freiheit. Ihr Recht auf die Freiheit war gewiß natürlicher, als das Recht eines Deutschen auf ihre Beherrschung. Die Mailänder geben das Beispiel. Die Bürger werden Soldaten, überfallen bei Lodi die Schaaren des Kaisers, und schlagen sie. Hätten die andern Städte sie unterstützt, Italien hätte eine andere Gestalt gewonnen. Aber Friedrich stellte seine Heeresmacht wieder her. (1162.) Er belagerte Mailand, verurtheilt die Bürger durch einen Beschluß zur Sklaverei, schleift die Mauern und Häuser und streut Salz auf ihre Trümmer. Brescias, Placentias Ringmauern wurden von dem Sieger niedergerissen. Die andern Städte, die Freiheitsgedanken gehegt, verloren ihre Vorrechte. Der Pabst Alexander aber, der alle

aufgeregt hatte, kehrte nach dem Tode seines Nebenbuhlers nach Rom zurück; er brachte den Bürgerkrieg mit sich. Friedrich ließ einen andern Pabst wählen, und als dieser gestorben, wieder einen andern. Da flüchtete sich Alexander III. nach Frankreich, der natürlichen Freistätte jedes dem Kaiser widerstrebenden Pabstes; aber das Feuer, das er entflammt hatte, loderte gleich mächtig fort. Italiens Städte verbinden sich zum Schutz ihrer Freiheit. Dem Kaiser zum Trotz bauten die Mailänder Mailand wieder auf. Endlich wurde der Pabst durch Unterhandlungen mächtiger, als der Kaiser durch Schlachten. Der Rothbart mußte sich beugen. Venedig hatte die Ehre der Aussöhnung. (1177.) Der Kaiser, der Pabst, eine Menge Fürsten und Kardinäle begaben sich in diese Stadt, die bereits Herrin des Meeres und eines der Wunderwerke der Welt war.

Der Kaiser endigte den Streit dadurch, daß er den Pabst anerkannte, seine Füße küßte, und seinen Steigbügel am Strande des Meeres hielt. Alles geschah zum Vortheil der Kirche. Friedrich versprach dem heiligen Stuhl sein Eigenthum zurückzugeben; indeß die Ländereien der Gräfin Mathildis wurden nicht besonders genannt. Der Kaiser schloß mit den Städten Italiens auf sechs Jahre Waffenstillstand. Mailand, das man wieder aufbaute, Pavia, Brescia und viele andere dankten dem Pabst für die Zurückgabe ihrer kostbaren Freiheit, um die sie gekämpft hatten; und von reiner Freude durchdrungen, rief der heilige Vater aus: Gott hat gewollt, daß ein Greis und ein Priester ohne Schwerdtstreich über einen mächtigen furchtbaren Kaiser triumphire.

Es ist bemerkenswerth, daß der Pabst Alexander III., der so oft den Kaiser feierlich in den Bann gethan hatte, in dem langwierigen Zwiste nie so weit ging, daß er ihn absetzte. Dieses Betragen beweist nicht blos sehr viel für die Weisheit dieses Geistlichen, sondern verdammt auch allgemein Gregors VII. Ausschweifungen.

Nach der Beruhigung Italiens ergriff Friedrich der Rothbart das Schwerdt für das heilige Grab, und starb, als er sich im Cidnus badete, an derselben Krankheit, der Alexander der Große früher kaum entging, als er sich in diesen Strom warf. Diese Krankheit war wahrscheinlich ein Seitenstechen.

Unter allen Kaisern dehnte Friedrich seine Pläne am weitesten aus. Er ließ im Jahr 1158 durch Rechtsgelehrte gerichtlich entscheiden, die Herrschaft der ganzen Welt gehöre ihm, und die entgegengesetzte Meinung sey Ketzerei. Das war viel wesentlicher, als der Eid der Treue, den der Senat und das Volk bei seiner Krönung zu Rom leisteten; ein Eid, der unbrauchbar wurde, als der Pabst Alexander III. bei der Venediger Zusammenkunft über ihn triumphirte. Der Kaiser zu Konstantinopel, Isaak Angelus, nannte ihn nun den Sachwalter der Römischen Kirche, und Rom fügte seinem Sachwalter alles mögliche Herzeleid zu. Pabst Alexander lebte noch vier Jahre in rühmlicher Ruhe, geliebt in Rom und Italien. Er verordnete in einer zahlreichen Versammlung, daß fernerhin zur gültigen Wahl eines Pabstes zwei Drittheile der Stimmen von den Kardinälen allein genüge. Aber diese Regel konnte den Spaltungen nicht vorbeugen, die in der

Folge die sogenannte päbstliche Rabbia hervor rief. Die Pabstwahl hatte lange Zeit einen Bürgerkrieg in ihrem Gefolge. Die Gräuel der Nachfolger Neros bis Vespasian bespritzten nur vier Jahre lang Italien mit Blut, zwei Jahrhunderte lang die Pabstwuth Europa.

Inhaltsanzeige

des fünften Bändchens.

Kap.		Seite
29.	Das konstantinopolitanische Kaiserthum im achten und neunten Jahrhundert . .	7
30.	Italien; die Påbste; Ehescheidung des Kônigs von Lothringen, Lotharius; andere Angelegenheiten der Kirche im achten und neunten Jahrhundert . . .	14
31.	Photius; die Trennung der morgenlåndischen und abendlåndischen Kirche . .	19
32.	Zustand des abendlåndischen Kaiserthums am Ende des neunten Jahrhunderts . .	26
33.	Die Lehen und das Reich	29
34.	Otho der Große im zehnten Jahrhundert	32
35.	Vom Pabstthum im zehnten Jahrhundert, ehe Otho der Große Roms sich bemåchtigte	34
36.	Fortsetzung. Othos Herrschaft; Italiens Zustand	39
37.	Die Kaiser Otho II. und Otho III. Rom	43
38.	Frankreich gegen Hugo Kapets Zeit . .	49

Kap.		Seite
39.	Frankreichs Zustand im zehnten und eilften Jahrhundert	54
40.	Eroberung Neapels und Siciliens durch normännische Edelleute	60
41.	Sicilien und das Gesandtschaftsrecht auf dieser Insel	69
42.	Eroberung Englands durch Wilhelm, Herzog der Normandie	73
43.	Europas Lage im zehnten und eilften Jahrhundert	80
44.	Spanien und die Muhamedaner dieses Reichs, im Anfange des zwölften Jahrhunderts	85
45.	Glaube und Aberglaube im zehnten und eilften Jahrhundert	93
46.	Das Reich, Italien, Kaiser Heinrich IV. und Gregor VII. Rom und das Reich im eilften Jahrhundert. Schenkung der Gräfin Mathildis. Unglückliches Ende Kaisers Heinrich IV. und des Pabstes Gregor VII.	104
47.	Heinrich V. und Rom, bis auf Friedrich I.	120
48.	Friedrich der Rothbart; Ceremonien der kaiserlichen und päbstlichen Regierung; Folgen der Kämpfe der italienischen Freiheit gegen die deutsche Macht. Rühmliches Betragen des Pabsts Alexander II., der den Kaiser durch Staatsklugheit besiegt, und der Wohlthäter der Menschheit wird	125

Kap.		Seite
39.	Frankreichs Zustand im zehnten und eilften Jahrhundert	54
40.	Eroberung Neapels und Siciliens durch normännische Edelleute	60
41.	Sicilien und das Gesandtschaftsrecht auf dieser Insel	69
42.	Eroberung Englands durch Wilhelm, Herzog der Normandie	73
43.	Europas Lage im zehnten und eilften Jahrhundert	80
44.	Spanien und die Muhamedaner dieses Reichs, im Anfange des zwölften Jahrhunderts	85
45.	Glaube und Aberglaube im zehnten und eilften Jahrhundert	93
46.	Das Reich, Italien, Kaiser Heinrich IV. und Gregor VII. Rom und das Reich im eilften Jahrhundert. Schenkung der Gräfin Mathildis. Unglückliches Ende Kaisers, Heinrich IV. und des Pabstes Gregor VII.	104
47.	Heinrich V. und Rom, bis auf Friedrich I.	120
48.	Friedrich der Rothbart; Ceremonien der kaiserlichen und päbstlichen Regierung; Folgen der Kämpfe der italienischen Freiheit gegen die deutsche Macht. Rühmliches Betragen des Pabsts Alexander II., der den Kaiser durch Staatsklugheit besiegt, und der Wohlthäter der Menschheit wird	125

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Voltaire,

Voltaire's Geschichte der Völker vorzüglich in den Zeiten von Karl d. Gr. bis auf Ludwig XIII

Bd.: 5

Leipzig 1829

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.fr.d.147-a(20#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11718276-1